This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

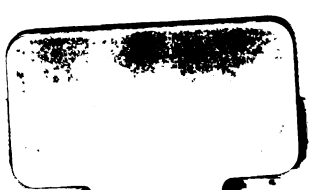
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

FIEDLER COLLECTION

Fiedler ADD. III. A. 135



August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

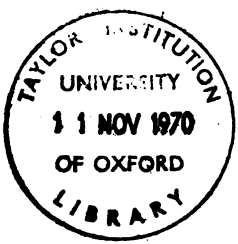
Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Achter Band.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.


TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
11 NOV 1970
OF OXFORD
LIBRARY

Kleine
gesammelte Schriften
August's von Kotzebue.

Dritter Theil.

Wien, 1842.
Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Die Geschichte meines Vaters,

oder

wie es zuging, daß ich geboren wurde.

Ein Roman in zwölf Kapiteln.

Vorbericht.

Vor ungefähr einem halben Jahre saß ich an einem trüben Herbstabend bei meinem Freunde, dem Herrn Kollegen-Assessor und Direktor Tideböhl. Wir sprachen von bout-rimés, mit deren Aufgabe wir uns zuweilen zu belustigen pflegten, und ich gerieth auf den Einfall, dies Spiel des Witzes weiter auf einige Zeilen auszudehnen. Ich bat meinen Freund, mir zwölf Worte, die ersten, die ihm beifallen würden, in die Feder zu diktiren, und machte mich anheischig, aus diesen zwölf Worten einen kleinen Roman zusammenzusetzen. Die Worte, welche er mir gab, waren folgende: Feuerspeiender Berg. Priester. Käfer. Strauß. Gewitter. Bergwerk. Ocean. Wolf. Blei. Feigherzigkeit. Hölle. Bestechung. Vor einigen Monaten fand ich diesen beinahe vergessenen Zettel wieder unter meinen Papieren, erinnerte mich meines Versprechens, entwarf einen Plan, und versuchte die Ausarbeitung desselben. Ob es mir gelungen, mag der Leser entscheiden. So viel scheint mir indessen gewiß, daß diese Beschäftigung des Witzes jungen, angehenden Schrift-

stellern sehr nützlich werden könnte, denn sie lehrt Ideen an einander knüpfen, Verbindungen von Wahrscheinlichkeiten erschaffen, und Dinge zusammenfügen, die beim ersten Anblick durch Berge und Thäler von einander getrennt schienen.

Erſtes Kapitel.

Der feuerſpeiende Berg.

Es war am Tage nach Faſtnacht, des Morgens um fünf Uhr, als mein Großvater, einer der angeſehenſten und dickſten Männer in der Provinz, wie gewöhnlich klingelte, ſich die Chocolade bringen ließ und bei einer Pfeife Knaſter die Haupt- und Staats-Actionen längſt vermoderter Helden mit innigem Wohlbehagen durchblätterte, auch wohl zuweilen mit dem alten Kammerdiener Schrimps ein paar Wörtchen darüber philoſophirte. In meines Großvaters Leben glänzten nur eine Haupt- und eine Staats-Action. Seine Haupt-Action, wie er ſie ſelbſt mit vieler Gutmüthigkeit zu nennen pflegte, war die Vermählung, die er vor zwei Jahren an ſeinem ſiebzigſten Geburtstage mit meiner Großmutter, einer neunzehnjährigen raſchen Dirne, gefeiert hatte. Sie ſelbſt, die da nicht wußte, was ihr Eheherr unter einer Haupt-Action verſtand, wurde nicht ſelten verlegen und roth bis an die Fingerſpitzen, wenn er ihre Heirath mit dieſer Benennung beehrte. Sie pflegte bei der Silbe Haupt immer nach ſeinem Kopfe zu ſchielen, und bei dem Worte Action ihn mit einem etwas ſpöttiſchen Blick bis zu den Füßen zu meſſen, ohne jedoch durch den Gebrauch ihrer ſonſt ziemlich geläufigen Zunge zu entwickeln, was dabei in

ihrer Seele vorging. Die Staats-Action meines Großvaters datirte sich zweiundvierzig Jahre zurück. Es begab sich nämlich zu der Zeit, da der jetzt regierende Fürst als Erbprinz von Reisen zurückkam, daß der Adel der Provinz ihm einige Abgeordnete bis an die Grenze entgegen sandte, Se. Durchlaucht pflichtschuldigst zu empfangen. Mein Großvater hatte sich durch seine Pferdekenntniß viel Ansehen erworben, und ward daher zum Redner gewählt. Noch in seinem siebzigsten Jahre versüßte ihm manche Stunde seines freudelosen Alters die Erinnerung, daß er jenes Meisterstück der Rednerkunst ohne Stocken heruntperorirt, und die goldene Dose mit Brillanten, die er bei dieser Gelegenheit aus den Händen des Prinzen empfing, kam nicht aus seiner Tasche, so sehr auch die tirannische Mode über ihre plumpe, viereckige Gestalt hohnlächelte. Noch immer hingen Fragmente dieser Staats-Action hin und wieder in den Winkeln seines Gedächtnisses, die er, wenn er recht bei Laune war, dem alten Kammerdiener Schrimps mitzutheilen pflegte. Auch war so leicht keine Materie, von der er nicht mit der scheinbarsten Ungezwungenheit auf jene berühmte Zurückkunft des Prinzen in seine Erbländer übergesprungen wäre. Wenn zum Exempel Schrimps um fünf Uhr des Morgens vor das Bett trat, und die alten damastenen Vorhänge mit den Worten zurückschlug: „Es ist heute schönes Wetter, Ew. Gnaden," so pflegte mein Großvater den Kopf gegen das Fenster hinzustrecken, und wenn auch nur ein Wölkchen, so groß

als der Rauch, der aus ſeiner Pfeife ging, am blauen Horizonte ſich blicken ließ, mit Kopfſchütteln zu verſetzen: »So einen Frühling, Schrimps, als vor zweiundvierzig Jahren, erleb' ich nicht wieder. Es war damals» —

Schrimps wußte ſchon, was nun kommen würde, und weil er die ganze Staats-Action, ihrer Länge und Breite nach, bereits inne hatte; ſo durchkreuzte er geſchwind die Erzählung des gnädigen Herrn mit einer neuen Frage:

»Haben Ew. Gnaden den engliſchen Reiſewagen ſchon geſehen, den die gnädige Frau geſtern gekauft?»

Mein Großvater. Ja, Schrimps, ich habe ihn geſehen; aber unter uns, meine Frau verſteht ſich auf dergleichen Dinge nicht; der Wagen, in welchem unſer durchlauchtigſter Fürſt vor zweiundvierzig Jahren ſeine Reiſe that —

Schrimps. Hier ſind die Zeitungen, Ew. Gnaden. Der König von Preußen zieht Truppen an unſern Grenzen zuſammen.

Mein Großvater. Sieh, ſieh, Schrimps! hab' ich's nicht lange gedacht? ich weiß, was mir der Fürſt damals ſagte, als ich vor zweiundvierzig Jahren —

Und ſo mochte Schrimps von Kometen oder von Ameiſeneiern ſprechen, mein Großvater hielt ſich immer feſt im Sattel ſeines Steckenpferdes.

Nur ſelten hingegen erwähnte er ſeiner Haupt-Action, die er in den verfloſſenen zwei Jahren bereits ſiebenhundertunddreißigmal bereuet hatte. Meine Groß-

mutter — es wird ein wenig schwer halten, ein Bild von ihr zu entwerfen, denn sie schien heute nicht das, was sie morgen war, und war morgen nicht das, was sie gestern schien. Einige ihrer Charakterzüge, aus einer alten Handschrift des Herrn van Doelen entlehnt, schreibe ich treulich ab. — Sie stammte aus einem sehr neuen adelichen Hause, und hielt deswegen viel auf alten Adel, denn jeder Stand in der Welt maßt sich die Vorrechte des Standes an, der eine Stufe über ihm steht. Der Sekretär usurpirt die Rechte des Ministers; der Minister die Rechte des Fürsten, und der Fürst nicht selten die Rechte Gottes. Auch meine Großmutter unterstand sich zuweilen Gottes Schöpfung ein wenig zu meistern. Sie fand es sehr einförmig, daß Adel und Bürgerpack einerlei Nasen hätten, und der ganze Unterschied nur darin bestünde, daß der Adel seine Nase höher trüge.

Sie besaß eine edle Wißbegierde (zu deutsch Neugier) eine bewunderungswürdige Redseligkeit (zu deutsch plauderhaft), einen forschenden Prüfungsgeist (zu deutsch die Gabe, Alles zu behohnlächeln). Sie war galant (zu deutsch .....) und nie vergnügter, als wenn sie ein Air de protection affektiren konnte. —

Doch halt! ich höre sie die Treppe heraufkommen und ziehe mich ehrerbietig in einen Winkel des Saales zurück.

Es war am Tage nach Fastnacht, des Morgens um fünf Uhr, als meine Großmutter von der Maskerade nach

Hauſe fuhr, an der Seite eines feinen, jungen Menſchen, der die Güte hatte, ihr zum Begleiter zu dienen.

Dieſer junge Menſch war kein anderer, als der berühmte Herr von Süſſenhain, den Jedermann ſchon kennt, weil er eine Copie von hundert Originalen iſt, die täglich vor unſern Augen herumlaufen. Er hatte viele Taſchenuhren, viele Schulden, viele Liebſchaften, und genoß für jetzt das Glück, im Minneſold meiner Großmutter zu ſtehen.

Mein Großvater rauchte ihnen beiden ſeinen Morgengruß mit vieler Herzlichkeit entgegen; aber das große, blaue Auge ſeiner Gemahlin war trübe, und die hohe junoniſche Stirn verunzierte eine übellauniſche Falte. Man ſetzte ſich zum Theetiſch.

Mein Großvater. Was fehlt dir, mein Schatz? du ſiehſt ein wenig mürriſch aus. Haſt du Verdruß gehabt?

Meine Großmutter. Zum Sticken und Berſten!

Mein Großvater. Laß doch hören!

Meine Großmutter. Können Sie's glauben? die Hofräthin X reiſt mit ihrem podagriſchen Manne nach Italien.

Mein Großvater. So?

Meine Großmutter. Ein Bürgerweib, das kaum halb ſo viel zu verzehren hat als wir! — Was wird ſie nicht dick thun, wenn ſie zurückkömmt! was wird ſie nicht Alles geſehen haben! was für neue Moden mitbringen! denn Italien liegt ja ganz nahe bei Paris.

Mein Großvater. Ja das ist wahr.

Meine Großmutter. Und in allen Gesellschaften wird sie die erste Rolle spielen, immer erzählen, immer beschreiben —

Mein Großvater. Das ist wahr.

Meine Großmutter. Und wenn sie nur noch zu unterhalten verstünde; aber Dinge, an denen ich zwei Stunden erzähle, die wird sie in fünf Minuten abfertigen.

(Hierin hatte meine Großmutter vollkommen Recht. Sie wußte die geringfügigste Kleinigkeit so zu recken und zu dehnen, daß alle ihre Erzählungen dem elastischen Harze gleich wurden, aus dessen kleinsten Partikeln eine geschickte Hand den längsten Faden zu ziehen vermag.)

»Ach!« fuhr sie fort, »es wirbelt mir recht im Kopf, wenn ich an die Schönheiten Italiens gedenke, die Madonna von Medizis, den Apollo mit seiner Keule, den Herkules mit der Leier, die neun Furien und die drei Musen, Tisiphone, Alekto und Megäre.«

Mein Großvater bewunderte im Stillen die Belesenheit meiner Großmutter, welche endlich die Mine springen ließ:

»Wissen Sie auch, mein Engel, daß ich in der vorigen Nacht träumte, wir machten eine Reise zusammen nach Italien?«

Mein Großvater. So?

(Es war ein Hauptkunstgriff meiner Großmutter, wenn sie ihren Eheherrn zu etwas überreden wollte, daß sie es die Nacht vorher träumte.)

»Wie wäre es, mein Engel,« fuhr sie fort, »wenn du meinen Traum wahr machtest, und wir auf ein paar Monat nach Neapel reisten?«

Mein Großvater, solcher kostspieligen Einfälle schon gewohnt, demonstrirte ihr ganz kaltblütig, daß das eine Haupt-Action sei, zu der ein siebzigjähriger Greis so leicht sich nicht entschließen könne. Er rechnete ihr vor, wie viel ihm die kleine Reise vor zweiundvierzig Jahren gekostet habe, die doch mit einer Reise nach Italien in gar keinem Verhältniß stehe. Er erinnerte sie endlich an ihre fünfmonatliche Schwangerschaft, und die Gefahren, denen sie ausgesetzt sein würde. Aber was half's! Madame hatte sich einmal das Ding in den Kopf gesetzt, und eher hätte der Alte den Flügel einer Windmühle im Sturm aufgehalten, als den Willen seiner Frau, wenn ihre Begierden kochten. Thränen und Liebkosungen, diese Klippen des männlichen Muthes, waren es, an denen auch seine Standhaftigkeit scheiterte. Er entschloß sich zu der zweiten Haupt-Action in seinem Leben, das heißt: er gab nach.

Guter Großvater! Thau des Himmels befeuchte deine Asche! ewiges Grün decke deinen Grabhügel! du warst ein braver Mann; aber ein schwacher Ehemann. Du hattest nicht vor dem Prinzen gestockt, als du vor zweiundvierzig Jahren eine Staats-Action glücklich beendigtest; aber dein Weib konnte durch einen Blick dich zum Schweigen bringen. Du warst ein guter Wirth; in dir wohnte, bis zu deiner Haupt-Action, der Geist vernünftiger Sparsam-

keit; und nun mußteſt du chriſtlichem und jüdiſchem Wucher zinsbar werden, um die Reiſekoſten zu beſtreiten. Du liebteſt die Ruhe, deinem Alter ſo angemeſſen; aber man riß dich aus deinem gepolſterten Seſſel, und ſchleppte dich nach Italien. Du liebteſt die Ehre, ſie ruhte auf dir und deinem Hauſe; aber ſeit deiner Haupt-Action ward ſie ein Spiel müſſiger Zungen. Unter Millionen Augen ſahen nur zwei nichts, und dieſe zwei waren die deinigen. Was aber hielt dich ſchadlos für die Unbequemlichkeiten der Reiſe, wenn du Stunden lang herumgeſchüttelt wurdeſt, ehe du deine Chocolade und deine Pfeife Knaſter bekamſt? — Die Gefälligkeit meiner Großmutter, die dir erlaubt hatte, den Reiſewagen gerade ſo einrichten zu laſſen, wie der war, in welchem der Prinz vor zweiundvierzig Jahren zurückkam.

Und ſo ging es denn über Stock und Stein! meine Großmutter und ihr Cicisbé ſaßen im fond; mein alter Großvater und ſein treuer Schrimps ihnen gegenüber. Sie beſuchten Mailand, Venedig und Rom. In dieſer Königin der Städte erlebte mein Großvater ſeine zweite Staats-Action, indem er die Ehre hatte, dem Papſte vorgeſtellt zu werden. Meine Großmutter ſpielte die Kennerin, kaufte ſich Winkelmann's Buch von den Alterthümern, erhandelte vor zweitauſend Thaler nachgemachte Antiken, und glaubte ſich nunmehr vollkommen im Stande, die Hofräthin X zum Schweigen zu bringen.

Von Rom ging es nach Neapel, und dieſer Reiſe ver-

danke ich mein Daſein; denn ſchon am zweiten Morgen nach ihrer Ankunft bekam meine Großmutter Luſt, trotz ihrer achtmonatlichen Schwangerſchaft, den Veſuv zu beſteigen. Umſonſt ſtellte ihr mein Großvater vor, daß eine ſolche Haupt-Action bei ihren jetzigen Umſtänden von den ſchlimmſten Folgen ſein könne. Schrimps mußte fort, zwei Cicerones *) zu holen, in deren Begleitung meine Großmutter die kühne That unternahm. Mein Großvater und Schrimps blieben zu Hauſe.

Wer je den Veſuv beſtiegen, der wird wiſſen, daß das keine Sache iſt für eine Frau, die eine achtmonatliche Bürde trägt. Je näher man der Spitze kömmt, je tiefer verſinkt man in Aſche, und mit einem Schritte vorwärts, glitſcht man oft zwei Schritte zurück. Meine Großmutter war noch nicht halb hinauf; als ſie bereits einſah, daß ſie einen albernen Streich gemacht. Weil es aber eine ihrer Hauptmaximen war, einen dummen Streich nie halb zu thun, weil ein halber dummer Streich, den man nur auf eine ſchiefe Art verbeſſern kann, die Leute immer aufmerkſamer macht, als ein ganzer; ſo kroch und keuchte ſie friſch darauf los, erreichte den Keſſel, ſah — nichts, kitzelte ſich mit dem Gedanken, einſt ſagen zu können, daß ſie da geweſen, wollte umkehren, that einen Fehltritt, und — — gebar meinen Vater.

*) So heißen diejenigen, welche die Fremden herumführen.

Zweites Kapitel.

Der Priester.

„Nun da haben wir's!“ rief Schrimps, als er meines Großvaters Thür öffnete, »die gnädige Frau ist in die Wochen gekommen.“

Mein Großvater. Oben auf dem Vesuv?

Schrimps. So war ich Jochen Schrimps heiße! oben auf dem Vesuv, wo der Rauch am dicksten ist.

Mein Großvater. Nun so schlag doch auch das heilige Kreuz-Donnerwetter darein!

Das war das zweite Mal in meines Großvaters Leben, daß ein Fluch aus seinem Munde fuhr. Man mußte ihn mit einer höchst unangenehmen Nachricht überraschen, und recht mit der Thür in's Haus fallen, wenn man ihn bis zum Fluchen bringen wollte. Vor seiner Haupt-Action war dergleichen nie vorgefallen; aber vor ungefähr anderthalb Jahren fluchte er zum ersten Male, als ein Lieblingsaffe, den meine Großmutter hielt, nun aber seit der Bekanntschaft mit dem jungen Menschen, ziemlich vernachlässigte, das europäische Kriegs- und Staatstheater zerriß, und Schrimps ihm diesen schrecklichen Vorfall eben so rasch und unbesonnen meldete, als jetzt die Niederkunft meiner Großmutter auf der Spitze des Vesuvs.

„Was zum Henker sollen wir nun anfangen?“ sagte mein Großvater.

Schrimps. Ich will sogleich die Reisekalesche anspannen lassen. Der Kutscher mag hinauffahren und die gnädige Frau sachte herunterholen.

Mein Großvater. Schrimps, ich glaube nicht, daß man so geradezu hinauffahren kann. In Hederich's Lexikon steht, man könne nur vierthalb italiänische Meilen hoch zu Pferde kommen; aber bis zum Gipfel müsse man klettern.

Schrimps. Possen, gnädiger Herr! Ich bin auch ein wenig in der Welt gewesen, und weiß, was Berge sind. Ich war einmal auf dem Blocksberge —

Mein Großvater. Ei, ei, Schrimps, bist du dort gewesen? Nun so erzähle mir doch, wie es da aussah.

Schrimps. Du lieber Gott! wie soll es da aussehen! Halbverbrannte Ofengabeln, zerbrochene Besenstiele liegen umher zerstreut im verdorrten Grase. Ew. Gnaden wissen doch, welch eine Wirthschaft jährlich in der Walpurgis-Nacht dort oben getrieben wird?

Mein Großvater. Freilich weiß ich es, Schrimps! Der Teufel gibt einen Schmaus, wobei alle Damen aus seinem Serail sich einfinden müssen. O ich habe deren selber gekannt. Als ich vor zweiundvierzig Jahren Se. Durchlaucht auf einigen Poststationen begleitete, sah ich unter andern auch die Hofdamen der Fürstin. Die Eine war alt und rothaugig, die Andere jung und blauaugig. Der Kammerherr Bosewitz sagte mir: die rothaugige sei eine Hexe, und die blauaugige eine Zauberin.

Schrimps. Ach was! Zauberin und Hexe, das ist einerlei.

Mein Großvater. Ja, Schrimps, das denke ich auch, und in zweiundvierzig Jahren kann auch wohl aus einer Zauberin eine Hexe werden.

Schrimps. Anno 52 war ich auch auf dem Riesengebirge, wo der Rübezahl sein Wesen treibt.

Mein Großvater. Ei, ei, Schrimps, hat er dich auch geneckt, ich höre so was vor mein Leben gern.

Schrimps. Ein paarmal kam er wie ein Wirbelwind, nahm mir den Hut vom Kopfe, und rollte ihn vor mir her den Berg hinunter, daß ich genug zu laufen hatte —

Mein Großvater (sich den Bauch haltend). Ha! ha! ha! ich hätte dich mögen laufen sehen, Schrimps.

Schrimps. Aber weiter konnte er mir auch nichts anhaben, denn ich wallfahrtete eben zum Brunnen des heiligen Johannes. Das ist ein Wasser! Ew. Gnaden, so hell und klar, so stärkend und mineralisch —

Mein Großvater. Ja, ja, Schrimps, als unser Durchlauchtigster Fürst vor zweiundvierzig Jahren aus dem Bade kam —

Wer weiß, wie lange dies Gespräch noch gedauert hätte, denn sowohl mein Großvater als sein treuer Schrimps hatten meinen armen, auf der Spitze des Vesuvs in die Welt gekrochenen Vater sammt allem Zubehör rein vergessen. Doch eben als eine Beschreibung der mineralischen Bäder, deren der Fürst sich vor zweiund-

vierzig Jahren bedient hatte, auf meines Großvaters Zunge ſchwebte, ward meine Großmutter in einer Sänfte in's Haus getragen und halbtodt in ihr Bett gelegt. Mein Großvater ließ ſeinen Seſſel an den Fuß des Ruhebettes rücken, rauchte ſtillſchweigend ſein Pfeifchen Knaſter, und ſah der Kranken mit vieler Gemüthsruhe in's Geſicht, bis ſie nach einer halben Stunde ungefähr die Augen aufſchlug. Nun hub er ſehr gelaſſen an:

»Habe ich dir's nicht vorhergeſagt, mein Schatz? Das Ding wird nicht gut gehen.«

Meine Großmutter. Was für ein Ding?

Eine ſolche unerwartete Querfrage konnte meinen Großvater ſehr leicht aus ſeiner Faſſung bringen. Er pflegte, der beliebten Kürze wegen, ſehr viele ſeiner Gedanken durch das Wort Ding auszudrücken, meine Großmutter war an dieſen Ausdruck gewöhnt, verſtand ihn auch recht gut; aber ſo oft das Ding ihr ungelegen kam, machte ſie durch die Antwort: was für ein Ding? einen Seitenſprung, durch den ſie nicht ſelten dem wohlgemeinten Dinge meines Großvaters entſchlüpfte.

»Wie du auch fragen kannſt,« ſagte mein Großvater, indem er eine Priſe aus der Doſe nahm, die er vor zweiundvierzig Jahren aus der Hand des Fürſten empfangen hatte, »ich meine die Wallfahrt nach dem Veſuv. Ich ſagte dir vorher, daß es ſchlimm ablaufen würde.«

Meine Großmutter. Und haſt dich wie gewöhnlich geirrt.

Mein Großvater. Ich habe mich geirrt? ei! ei! Schrimps hat mir gesagt, du seist oben in die Wochen gekommen.

Meine Großmutter. Nun, ist das nicht einerlei? hier oder in Gottes freier Luft? Ich muß dir sagen, mein Engel, daß, wenn Gott unser Ehebett noch einmal segnen sollte, ich durchaus nach Italien reisen will, um auf dem Vesuv entbunden zu werden.

Mein Großvater. So, so. — Aber der beschwerliche Weg? — und ohne Hebamme?

Meine Großmutter. Die Natur ist die beste Hebamme.

Mein Großvater. So, so. — Aber was quäkt denn dort im andern Zimmer?

Der Leser wird leicht errathen, daß mein Vater es war, der mit heller Stimme die Welt anquäkte. »Bringt doch das Ding einmal her!« sagte mein Großvater. Der kleine Weltbürger wurde gebracht, mein Großvater blies ihm ein Maul voll Tabaksrauch in's Gesicht und gab ihm seinen Segen in folgenden Worten: »Du wirst ein feuriger Bursch werden, du bist auf einem feuerspeienden Berge geboren.« Das war der erste witzige Einfall, der seit seiner Haupt-Action bei meinem Großvater Quartier nahm. Er wiederholte ihn so oft, und mußte selbst so herzlich darüber lachen, daß er endlich über der Geburt seines Witzes die Geburt seines Sohnes mit allen daraus entspringenden Unbequemlichkeiten vergaß, Schrimps

wurde geholt, der witzige Einfall ihm mitgetheilt, und der alte, treue Diener bot alle Kräfte seiner Lunge auf, um durch ein schallendes Gelächter diese Mittheilung zu vergelten.

Meine Großmutter hatte sich ziemlich erholt, und schlief die folgende Nacht ruhig.

Am andern Morgen, früh um fünf Uhr, klingelte mein Großvater, und als Schrimps mit der Chocolade hereintrat, sprach er gähnend: »Gehe, Schrimps, und frage meine Frau, was aus dem Kindlein werden soll?« Schrimps ging und kam zurück mit der Antwort: der Knabe soll vor's erste getauft werden, und für das übrige werde Gott sorgen.

»Ja, Schrimps,« sagte mein Großvater, »das ist auch wahr.« Dabei blieb es, und es vergingen zwei Stunden, ehe mein Großvater den Mund wieder aufthat. Er saß mit einer brennenden Pfeife und einem Gesichte, auf welchem die innigste Heiterkeit verbreitet war, am offenen Fenster, und betrachtete die vor ihm liegende schöne Landschaft. Schrimps putzte die Stiefeln, kehrte den Rock aus, schnitt Knaster und so weiter.

Gegen neun Uhr ließ die Wöchnerin meinen Großvater zu sich bitten, er watschelte hinüber. »Laß doch einen Prediger rufen,« sagte meine Großmutter, »das Kind ist sehr schwach und muß die Nothtaufe empfangen.«

Mein Großvater. Ja wärst du nur nicht auf den Vesuv geklettert, das Ding wäre einen ganzen Monat später gekommen.

Meine Großmutter. Was für ein Ding?

Mein Großvater. Der Junge, mein Schatz, der die Nothtaufe empfangen soll.

Meine Großmutter. Nicht um eine Minute wäre er später gekommen, das muß ich besser wissen.

Mein Großvater. Ja, du mußt es freilich besser wissen. Aber sage mir, mein Engel, wenn das Kind nun auch getauft ist und Gott es am Leben erhält, wo sollen wir hin damit? Eine so weite Reise bis in unser Vaterland möchte es wohl nicht aushalten, und auf der Spitze des Vesuvs, wo es zum ersten Male in die Welt guckte, können wir es doch auch nicht lassen.

Meine Großmutter. Gott wird wohl sorgen.

Mein Großvater. Ja, das ist auch wahr. — Eine Pause. Schrimps ward ausgesandt, einen Prediger zu holen. Nach Verlauf einer Stunde trat in das Zimmer ein feiner Mann, ein holländischer Geistlicher, der ehemals Gesandtschafts-Prediger in Neapel gewesen war. Er hatte sich ein kleines Vermögen erworben, und da Italien, jenes irdische Paradies, mehr Reize für ihn hatte, als die eingedämmten Fluren seines Vaterlandes, so kaufte er sich eine anmuthige Meierei am Golfo di Napoli, heirathete ein braves Mädchen, und verlebte den Rest seiner Tage in süßer, ungetrübter Ruhe. Da Schrimps wußte, daß mein Großvater ein eifriger reformirter Christ sei; so hatte er den Aufenthalt dieses Mannes ausgekundschaftet, und Herr van Doelen, so hieß der Prediger, war gefällig

genug, ſeiner Einladung zu folgen, um durch dieſe Handlung der Menſchenliebe den jungen, neugebornen Fremdling in den Schooß ſeiner Kirche aufzunehmen.

Herr van Doelen verſtand ſich vortrefflich auf den Ton der großen Welt, wie alle diejenigen, welche bei Geſandtſchaften angeſtellt waren, oder noch ſind. Er näherte ſich dem Bette meiner Großmutter mit einer zierlichen Verbeugung und einem kurzen Glückwunſch, dem er gelegentlich eine hingeworfene Bemerkung über ihr munteres Ausſehen, ihre blühende Geſichtsfarbe beifügte. Da ſeine Worte aus einem Munde kamen, der ſehr angenehm lächelte, und von einem ſanften, einnehmenden Blicke begleitet wurden; ſo gewann er in der erſten Viertelſtunde die Gunſt meiner Großmutter, und mit ihr ein Geſchenk von fünfundzwanzig Dukaten für die Bemühung, meinen Vater zu taufen, und ihm den Namen Polycarpus beizulegen, auf welchem Namen mein Großvater ausdrücklich beſtand, weil ſein durchlauchtigſter Landesfürſt, welcher Polycarpus hieß, ihm vor zweiundvierzig Jahren verſprochen hatte, bei ſeinem erſten Kinde Gevatter zu ſtehen.

Nach vollbrachter feierlicher Handlung ward eine geheime Rathsverſammlung am Wochenbette gehalten, bei welcher meine Großmutter mit vieler Geſprächigkeit präſidirte, mein Großvater zu ihrem Haupte ſitzend, dann und wann ein wenig ſchlummerte, und Herr van Doelen am Fuß des Bettes ſehr aufmerkſam zuzuhören ſchien.

Meine Großmutter (nachdem sie vorher beinahe ihren ganzen Lebenslauf, mit Weglassung der anstößigen Stellen, erzählt). Ach! welch eine unbeschreibliche Empfindung ist die mütterliche Liebe!

Van Doelen. Sie ist die Erhalterin aller lebendigen Wesen.

Meine Großmutter. Wie es mich schmerzen wird, den kleinen Polycarpus hier lassen zu müssen.

Van Doelen. Ich vermuthe, daß die gnädige Frau es wegen seines zarten Alters für gefährlich halten, eine so weite Reise mit ihm zu unternehmen. Aber fast möchte ich gut dafür sagen, daß ihm das Rütteln und Schütteln recht wohl bekommen wird. Man muß die Knaben von Jugend auf zu Abhärtung ihres Körpers gewöhnen. Die Kinder der nordischen Völker laufen in der strengsten Kälte baarfuß, baarkopf, nur von einem Hemde bedeckt, im ellenhohen Schnee herum, und jene Sprößlinge gedeihen. Die Weiber der Hottentotten tragen ihre jungen Säuglinge in einem Sack auf dem Rücken, und begleiten oft in unwegsamen Wüsten ihre Männer auf der Jagd.

Meine Großmutter (etwas empfindlich). Ich bin aber keine Hottentottin.

Van Doelen. Um Verzeihung, gnädige Frau, Sie sind Mutter und die Hottentottin ist es auch. Mein Zweck war nur, Ihnen durch einige Beispiele zu beweisen, daß es blos von der ersten Erziehung abhängt, aus dem Knaben einen Weichling oder einen Mann zu bilden. Ich

wollte Ihr mütterliches Herz beruhigen, Ihnen die Freude nicht rauben, den kleinen Polycarpus auf Ihrer Reise um sich zu sehen.

Meine Großmutter. Das ist wohl wahr, lieber Herr van Doelen, aber die Unbequemlichkeit wäre wahrhaftig allzugroß. Ein schreiendes Kind im Wagen —

Van Doelen (mit einem erstickten Seufzer seinen Blick von ihr wendend). Sie haben da einen recht schönen Mops.

Meine Großmutter. Nicht wahr, ein allerliebstes Thier? Er kommt auch nicht von meiner Seite, er hat die ganze Reise auf meinem Schooß mitgemacht. — Aber wieder auf den kleinen Polycarpus zu kommen, sollte es denn in Neapel keine Erziehungsanstalt geben, welcher man ihn sicher anvertrauen könnte?

Van Doelen. Für so junge Kinder wüßte ich wohl nicht.

Eine Pause. Meine Großmutter dachte hin und her, wo sie meinen Vater lassen sollte, und fiel nicht darauf, daß sie nur hätte den Mops vom Schooße werfen, und den kleinen Polycarpus an dessen Stelle nehmen können. Mein Großvater bediente sich der herrschenden Stille, auch ein Wörtchen darein zu schwatzen.

»Also,« sagte er, »gehen die Hottentotten auch auf die Jagd? das ist doch kurios. Haben sie denn auch hohe und niedere Jagd? hetzen sie die Hasen, oder schießen sie sie im Lager? Ich muß Ihnen sagen, Herr Pastor, daß ich zu meiner Zeit ein großer Jäger war.«

Van Doelen wollte eben antworten, doch meine Großmutter unterbrach ihn mit der Frage: »sind Sie verheirathet?«

Van Doelen. Ja.

Meine Großmutter. Haben Sie auch Kinder?

Van Doelen. Noch nicht, doch hoffe ich in wenig Monaten auf den süßen Vaternamen Anspruch machen zu dürfen.

Meine Großmutter. Wie wäre es, lieber Herr Pastor, wenn Sie aus Freundschaft und Gefälligkeit die Mühe über sich nähmen, den kleinen Polycarpus einige Jahre in Ihrem Hause unter Ihrer Aufsicht zu erziehen? Ich bin überzeugt, daß ich ihn keinen bessern Händen anvertrauen kann, und was die Kosten betrifft, so soll ein Jahrgeld von hundert Dukaten Sie in den Stand setzen, ihn der Welt als den Sohn des Barons von Bollenbach zu zeigen.

Ich will den Leser nicht ermüden mit alle dem, was dafür und dawider gesprochen wurde. Van Doelen sträubte sich lange, aber die süße Beredsamkeit meiner Großmutter drang durch. Es ward festgesetzt, daß der kleine Polycarpus die ersten zehn oder zwölf Jahre seines Lebens die italienische Luft einsaugen, alsdann aber durch den getreuen Schrimps oder irgend einen andern sichern Mann abgeholt werden, und wo möglich gleich eine Fähnrichsstelle unter den Truppen seines durchlauchtigen Herrn Pathen antreten solle. Meiner Großmutter fiel ein gewal-

tiger Stein vom Herzen, nachdem ſie dieſe Einrichtung getroffen. In wenig Wochen war ihre Geſundheit wieder hergeſtellt, und ſie erreichte glücklich ihr Vaterland an der Seite des Mopſes. Dort hatte ſie das Vergnügen, die Hofräthin X in allen Geſellſchaften zum Schweigen zu bringen. Mein Großvater ſtarb kurze Zeit nach ſeiner zweiten Haupt-Aetion, und ſein Körper ward, wie er es in ſeinem Teſtamente verordnet hatte, in den nämlichen Scharlach-Rock mit Golde gekleidet, den er vor zweiundvierzig Jahren trug, als er Se. Durchlaucht auf der Poſtſtation empfing. Schrimps erhielt die viereckige Doſe zur Belohnung ſeiner treuen Dienſte und weinte ſo viel, daß meine Großmutter es für überflüſſig hielt, ihre Thränen mit den ſeinigen zu vermiſchen.

Der kleine Polycarpus war indeſſen dem Prediger van Doelen in ſeine friedliche Wohnung gefolgt, wo ihn die wirthbare Hausfrau mit mütterlicher Zärtlichkeit in ihre Arme nahm.

Drittes Kapitel.

Der Käfer.

Aus dem obigen Geſpräch des Herrn van Doelen mit meiner Großmutter wird der Leſer ſchon ſelbſt die Bemerkung gezogen haben, daß er in ſeinen Grundſätzen von der Erziehung jenem liebenswürdigen Sonderling Hans

Jakob Rouſſeau folgte. Mein Vater wurde fleißig gebadet, lernte ſchon in ſeinem vierten Jahre ſchwimmen, und ſchwamm in kurzer Zeit im Golfo di Napoli herum, wie ein Fiſch in ſeinem Elemente. Die erſten Begriffe von Gott und der Natur wurden ihm beim Spazierengehen beigebracht, er ward nicht hinter einem mit Tintenflecken bemalten Tiſche an den Katechismus geſchmiedet, durfte den ganzen Tag herumlaufen, ſpringen, ſich mit des Nachbars Kindern balgen, nach einem Ziele werfen, und ſo weiter. Er bediente ſich dieſer Freiheit nach Herzensluſt, und war ſelten anders zu Hauſe, als wenn der Hunger ihn zum Brotſchranke trieb.

Indeſſen blickte es doch aus allen ſeinen kindiſchen Handlungen oft hervor, daß die Natur ihn beſtimmt hatte, unter die kleine Zahl der guten Menſchen gerechnet zu werden. Wenn er zuweilen bei lärmenden Knabenſpielen einem ſeiner jüngern Kameraden unverdiente Kopfſtöße mitgetheilt hatte, ſo ſchämte er ſich nicht, ihm um den Hals zu fallen, und konnte oft, zürnend auf ſich ſelbſt, Stunden lang im Winkel ſtehen und weinen. Sein Frühſtück theilte er gern, wenn er ſah, daß ein ärmerer Knabe ihm hungrig in den Mund blickte. Auch für die Liebe ſchien ſein junges Herz empfänglich. Wenig Monate, nachdem der Zufall ihn in das Haus ſeiner Pflegeältern geworfen hatte, ward dem Prediger van Doelen eine Tochter geboren, die mit meinem Vater aufwuchs. Die kleine Wilhelmine, wie man ſie dem Prinzen von Oranien zu Ehren genannt

hatte, war ein niedliches, brunettes Mädchen mit einem Paar ſchwarzer feuriger Augen und einem Grübchen in der Wange. Mein Vater kam ſelten von ihrer Seite. Die Natur lehrte ihn tauſend kleine Gefälligkeiten, und wenn er zuweilen mit ſeinen Kameraden die Obſtbäume in des Nachbars Garten beſtahl, ſo brachte er immer die reifſten Früchte der kleinen, ſüßlächelnden Wilhelmine.

So verſtrichen die erſten dreizehn Jahre ſeines Lebens im Genuß ſchuldloſer Freuden, die keine Ruthe und kein finſterer Scholarch ihm verbitterten. Doch die Zeit rückte heran, in welcher, nach dem Verſprechen meiner Großmutter, der alte, treue Schrimps kommen ſollte, ihn abzuholen. Van Doelen und ſein braves Weib konnten nicht ohne Wehmuth an die Stunde denken, welche von ihrem lieben Pflegeſohn ſie trennen ſollte. Es war ein trauriger Abend, an welchem der Prediger einen Brief von meiner Großmutter erhielt, des Inhalts, daß Schrimps bereits abgereiſt ſei, und in wenig Wochen zu Neapel eintreffen werde, um den kleinen Polycarpus aus ſeinem Arm in die mütterlichen Arme zu führen. Zugleich meldete ſie ihm den Verluſt ihres Mopſes, welcher alt und lebensſatt aus ihrem Schooße in den Schooß der Ewigkeit gewandelt ſei. Wilhelmine weinte, und mein Vater, ungeachtet es ſeinem veränderlichen Knabenſinn behagte, neue Länder zu ſehen und ſich Wunderdinge zu träumen, weinte herzlich mit. Der Bote ward mit wenig Verlangen erwartet, man zitterte, ſo oft man den Knall einer Peitſche hörte.

Doch das Schicksal hatte nun einmal beschlossen, meinen Vater nicht zum Fähnrich im Dienst seines durchlauchtigen Pathen zu machen, wie der Leser aus dem Verfolg dieser wahrhaften Geschichte ersehen wird.

Eines Tages trieb sich der kleine Polycarpus auf einer bunten Wiese herum, die mit Frühlingsschmelz übergossen, tausend Schmetterlingen und Millionen Würmchen zum Tummelplatz diente. Seine Beschäftigung war den Disteln die Köpfe abzuhauen, wobei er den Alexander vorstellte, die Disteln aber das persische Heer. Plötzlich unterbrach ihn in seinen süßen Fantasien das Sumsen eines Käfers, der ihm ganz nahe am Kopf vorbei schwirrte. Er blickte auf, und sah ein glänzendes Thierchen, dessen Flügel im Sonnenstrahl vergoldet mit purpurnen Streifen ihm in's Auge stachen. Sogleich warf er den Stecken von sich, der seine Waffen gegen die Perser gewesen war, riß den runden Hut vom Kopfe, und schleuderte ihn nach dem blitzenden Käfer, den er schon im Geist das Bein an einen Faden geschmiedet, an seiner Hand flattern sah. Der erste Streich mißlang, der schöne Käfer setzte seinen Weg ruhig fort, Polycarpus athemlos immer hinterdrein. Zuweilen setzte sich der glänzende Flüchtling auf eine Feldblume, gleichsam um seinen herbeikeuchenden Verfolger zu necken, und wenn nun mein Vater ganz sachte auf den Zehen herangeschlichen kam, mit klopfendem Herzen seinen runden Hut in der Hand haltend, augenblicklich den kühnen Fang zu vollbringen hoffte — husch! sumste der Käfer wieder davon

über Stock und Stein, über Graben und Hecken. Der kleine Jäger ward immer hitziger, immer erbitterter, er beschloß, den hohnneckenden Flüchtling in seine Gewalt zu bekommen, und sollte er ihn bis an den Abend verfolgen. Schon hatte ihn der Käfer eine Stunde Weges von seiner Heimath gelockt, und nun verlor er sich plötzlich im nahen Walde, wo das verwachsene Gesträuch ihn den gierigen Blicken seines Verfolgers alle Augenblicke entzog. Zwar wurde Polycarpus nicht müde im Nachsetzen und achtete es wenig, daß die zusammenschlagenden Büsche ihm Gesicht und Hände blutig ritzten, aber ehe er sich's versah, sank er bis an die Knie in einen Morast, und der Sieger der Perser blieb hilflos stecken.

Vergebens war er bemüht, sich aus dem Schlamme herauszuarbeiten, vom Laufen ermattet, konnte er weder hinterwärts noch vorwärts, und es blieb ihm zu seiner Rettung nichts übrig, als um Hilfe zu schreien, welches Geschrei er auch sogleich aus vollem Halse anstimmte.

Nicht lange, so hörte er ein Geräusch im Gesträuche, das sich ihm zu nähern schien, er schwieg und horchte. Plötzlich stand vor ihm ein Mann mit einem schwarzen, rauhen Antlitz, seine borstigen Haare hingen ihm wild in die Augen. Er war angethan mit einem ledernen Koller, umgeben mit einem Gurt, in welchem zwei Pistolen staken, in der nervigen Faust trug er einen dicken, knotigen Stock. „Wer bist du, Schreihals?" donnerte er dem kleinen Polycarpus entgegen, „wie kömmst du hieher?"

Mein Vater ſtammelte zitternd ſein Bekenntniß der Käferjagd, wie er, vom Siege über die Perſer und vom Laufen ermüdet, endlich in dieſen Moraſt gerathen, aus welchem für ihn keine Rettung ſei, wenn der Signore nicht die Güte haben wolle, ihm ſeinen ſtarken Arm zu reichen.

Der Mann mit dem ſtruppichten Haar lächelte, und ſein Lächeln war wie ein trüber Sonnenblick im April, der die Scheitel des nackten Felſens trifft. Er trat einen Schritt näher, mein Vater mußte beide Hände in ſeine Rechte legen, und ſo zog er ihn nach ſich, leichter als ein Kind eine hervorkeimende Erbſe mit ſammt der Wurzel aus der Erde reißt.

»Ich danke dir,« ſagte mein Vater, »Gott vergelt's!« mit dieſen Worten zog er ſeinen Hut tief ab, ſchwenkte ſich, und wollte flink davon hüpfen, aber die Donnerſtimme des wilden Mannes im ledernen Koller rief ihm ein fürchterliches Halt! zu, und bannte den armen, kleinen Polycarpus dadurch ſo feſt an ſeine Stelle, wie der Blick der Klapperſchlange die zitternde Waſſerratte.

Der Räuber. Folge mir!

Mein Vater. Willſt du mich nach Haus bringen?

Der Räuber. Tiefer, tiefer in den Wald.

Mein Vater. Guter Freund, ich wollte dir wohl gern den Gefallen thun, aber wenn ich dieſen Abend nicht zu rechter Zeit nach Hauſe komme, ſo ſchmält Herr van Doelen.

Der Räuber (lachend). Laß ihn ſchmälen!

Mein Vater. Und Minchen macht mir ein ſcheel Geſicht.

Der Räuber. Sie wird ſchon wieder gut werden. Du darfſt nur ſagen, ich hätte dich nicht weggelaſſen.

Mein Vater. Ich darf wahrhaftig nicht.

Der Räuber (nimmt ihn beim Arm und ſchleudert ihn vor ſich her). Fort, Burſch!

Was war zu thun? das Recht des Stärkeren war offenbar auf Seiten deſſen, der eine nervige behaarte Fauſt und ein Paar Piſtolen im Gürtel hatte. Hätte auch mein Vater die Waffen nicht weggeworfen, deren er ſich mit ſo gutem Erfolg gegen die weichlichen Perſer bediente, dieſer Scythe mit ſeiner Keule würde ihrer nicht geachtet haben. Er hielt daher für's beſte, zu leiden was er nicht ändern konnte, und befolgte unter heftigem Herzklopfen und erſtickten Seufzern den rauhen Pfad, den des Räubers ausgeſtreckte Hand ihm andeutete. Nachdem ſie ſich ungefähr eine Stunde durch verwachſenes Geſträuch mühſam gewunden hatten, und mein Vater vor Mattigkeit ſeine beſudelten Füße nicht mehr heben konnte, gelangten ſie an den Eingang einer Höhle, welche die kreiſende Natur vermuthlich einmal durch eine Erderſchütterung hervorgebracht hatte. Mein Vater wurde hineingeſtoßen, mußte halb kriechen, halb gehen, und ſah ſich plötzlich in einem weiten, unterirdiſchen Saale, vom Schimmer der Wachskerzen erleuchtet. Um eine runde Tafel, mit Wein und Braten belaſtet, erblickte er ungefähr zwanzig Männer an Geſtalt

ſeinem Führer ähnlich. Einige leerten den vollen Becher, andere wiegten auf ihrem Schooße freche Dirnen, andere würfelten und ſpielten Karten. Mein Vater ward freundlich aufgenommen, man ſtrich ihm das Kinn, man klopfte ihn auf die Backen, man ſtopfte ihm das Maul voll Braten. Doch über ſeinem Auge hing ein Schleier trübes Unmuths, er dachte zurück an die Wohnung ſeines Pflegevaters und an Minchen. Die Nacht brach herein, man legte ihn in ein weiches Bett; aber er ſchlief nicht, er betete.

Viertes Kapitel.

Der Strauß.

Was der brave Herr van Doelen, ſein gutes Weib und das ſchwarzaugige Minchen empfanden, als die Sonne ſich neigte, und der kleine Polycarpus noch nicht zurückkam; als die Sonne wieder aufging, und ihre Blicke vergebens ſich nach ihm umſahen; als die Sonne Wochen lang ſich neigte und wieder aufging, ohne Kundſchaft zu erhalten von dem verlornen Knaben: das wird zu einer andern Zeit dem Leſer offenbar werden.

Mein Vater war nicht mehr ſo ſehr Kind, daß er nicht leicht begriffen hätte, in welche ehrbare Geſellſchaft er gerathen war, er verwünſchte den Käfer, die Perſer, und ſich ſelbſt, weinte manche Thräne der Sehnſucht um Minchen, und entwarf tauſend kleine Plane zur Flucht, wozu man

jedoch weislich ihm alle Wege verriegelt hatte. Jeden Morgen zog die säubere Bande auf Abenteuer aus, dann blieb der gefangene Knabe unter den Weibern, und verwaltete das Amt eines Küchenjungen. Bald mußte er Holz zum Feuer tragen, bald den Kessel scheuern, bald den Bratenspieß drehen. Er verrichtete alles ganz geduldig, um seine Kerkermeister einzuschläfern, und bei guter Gelegenheit aus diesem Raubneste zu entwischen.

Eines Tages wäre es ihm auch beinahe gelungen. Die ganze Schar war auf den Fang ausgezogen, und nur Einer zurückgeblieben, der, weil er ein wenig zu tief in die Flasche gesehen, am Eingange der Höhle lag und schnarchte. Die Weiber waren gegangen sich zu baden. Nur eine einzige alte Hexe, die zum Glück ein wenig taub war, saß im Hintergrunde der Höhle am Feuer, mit einem Strickstrumpf in der Hand, und ihr wackelndes Haupt begrüßte von Zeit zu Zeit die welke Brust.

Diesen günstigen Augenblick benutzte Polycarpus. Husch, wie ein Vogel, der den Käfich offen sieht, schlüpfte er am schlafenden Räuber vorüber, ließ mit zwei Sprüngen die Höhle hinter sich, und sah sich im Besitz der so sehnlich erwünschten Freiheit. Aber wohin sollte er nun seine Schritte lenken? war er von Süden oder von Norden in den Wald gekommen? lag das Haus des Herrn van Doelen gegen Westen oder gegen Osten? Alles das war ihm so unbekannt, als meinem Großvater seligen Andenkens die hohe und niedere Jagd der Hottentotten. Da es indessen dar-

auf ankam, einen ſchnellen Entſchluß zu faſſen, denn wie leicht konnte der Räuber erwachen, wie leicht konnte die alte Hexe mit heiſerer Stimme ſeinen Namen kreiſchen, und in Ermangelung einer Antwort die Lärmtrommel rühren; ſo warf er ſich ſeinem guten Glück in die Arme, und trabte ſüdwärts durch's Gebüſch.

Ach! kein hilfreicher Inſtinkt leitete ihn, kein ſchützender Engel ließ ſich zu ihm herab. Statt ſich dem Ausgang des Waldes zu nähern, verirrte er ſich immer tiefer in deſſen Mitte, der Abend überraſchte ihn hungrig, müde und in Thränen. Indeß, da ſein junger Körper der Beſchwerden nicht ungewohnt war, faßte ſeine Seele den Strahl der Hoffnung auf, der ihm zublinkte, daß, wenn dieſe Nacht nur erſt überſtanden, er den ganzen Tag vor ſich habe, und gewiß am Ende des Waldes das Ende ſeiner Leiden erreichen werde. Vor dem Hunger war ihm auch nicht bange, denn er hatte im Gehen ſeine Taſchen mit wildwachſenden Beeren angefüllt, aus welchen er jetzt ſeine Abendmahlzeit machte. Dann trug er am Fuße eines Baumes dürres Laub zuſammen, warf ſich darauf, betete, hüllte ſich in ſeine Unſchuld und wollte ſchlafen.

Plötzlich hörte er von Ferne Stimmen, die ſich immer mehr und mehr näherten, und er unterſchied bald ganz deutlich die Stimmen der Höhlenbewohner, die nach vollbrachtem Tagewerk in ihren Schlupfwinkel zurückkehrten. Polycarpus zitterte am ganzen Leibe, ein eiskalter Schweiß lief ihm den Rücken herab. Er krümmte ſich,

hielt den Athem zurück und horchte. Schon deuchte es ihm, das Geſindel habe ſeinen Weg mehr linker Hand genommen, und werde vorübergehen, ohne ihn zu bemerken. Er hatte Recht, aber eine große engliſche Dogge, welche die Räuber immer mit ſich führten, folgte der ſpürenden Naſe, fand den gekrümmten Flüchtling, beſchnupperte ihn und fing an zu bellen. Umſonſt ſuchte er das Thier zum Schweigen zu bringen, umſonſt reichte er ihm in der Angſt eine Hand voll wilder Beeren hin, die Dogge erhub ihre Stimme immer lauter, und als mein Vater aufſprang um zu fliehen, hielt ſie ihn feſt am Zipfel ſeiner Jacke.

Nun war keine Rettung mehr. Die Räuber eilten von allen Seiten herbei, beleuchteten ihn mit einer Diebeslaterne, und begrüßten ihn auf die unangenehmſte Art von der Welt, indem ſie ihm einige derbe Fauſtſchläge in's Geſicht gaben, nach welchen ſein roſenfarbenes Blut reichlich herabfloß, und die dürren Blätter färbte, die ihm zum Nachtlager dienen ſollten. Mit kräftigen Stößen trieben die ungeſchlachten Menſchen ihn vor ſich her bis in die Hölle, wo er — mein Herz blutet bei der Erzählung — den unſchuldigen Hintertheil ſeines Leibes einem unbarmherzigen Arm, mit einer Peitſche bewaffnet, Preis geben mußte. O ſanftes Minchen! hätteſt du geſehen, wie die blutigen Striemen die weißen Lenden meines Vaters färbten, Thränen wären aus deinen ſchwarzen Augen gefloſſen, und hätten die Grübchen deiner Wangen gefüllt.

Nach dieſem unglücklichen Verſuche ward mein Vater

ſtrenger bewacht. Der Räuber ſchnarchte nicht mehr am Eingange der Höhle, die Dirnen gingen nicht mehr ſich zu baden, die taube Alte begrüßte nicht mehr mit wackelndem Haupte die welke Bruſt.

Zwei Jahre verſtrichen, Polycarpus gewöhnte ſich nach und nach an ſeinen Zuſtand, er dachte nicht mehr ſo oft an Minchen, und würde vielleicht am Ende trotz der beſten Anlagen, ein Räuber geworden ſein, wie die andern, hätte ſich ſein Schutzgeiſt nicht über ihn erbarmt. Denn ach! es iſt leider nur zu wahr, daß der Zufall oft aus einem ehrlichen Mann einen Schurken, und aus dem, den man Jahre lang für einen Schurken hielt, einen ehrlichen Mann bildet.

Schon lange hatten die Räuber in dieſer Höhle ihr Weſen getrieben, ſchon ſo manche Schätze geſammelt, ſchon ſo manchen Reiſenden ermordet, ohne daß die wohlweiſe Regierung zu Neapel es für gut befunden hätte, andere Gegenanſtalten zu treffen, als daß ſie einen Preis auf ihre Köpfe ſetzte, den keiner zu verdienen wagte, und über welchen das Geſindel nur ſpottete. Doch nun ereignete ſich ein Zufall, der ernſthaftere Folgen nach ſich zog. Ein junger Marcheſe kam von ſeiner franzöſiſchen Reiſe zurück, ward in dieſem Walde von der Bande, welche die Gleichheit aller Stände und die Gemeinſchaft der Güter mit philoſophiſchem Starrſinn feſtzuſetzen ſuchte, angegriffen, und, weil er dieſes Siſtem nicht annehmen wollte, ſondern ſo unhöflich war, einen der Räu-

ber durch einen Piſtolenſchuß zu verwunden, leblos in den Sand geſtreckt. Dieſer Marcheſe war übrigens ein Windbeutel und ſein Leben wenig werth; aber als Sohn eines neapolitaniſchen Miniſters betrachtet, machte ſeine Ermordung mehr Aufſehen als der Tod manches braven, brauchbaren Mannes, der vor ihm durch den Dolch dieſer Räuber gefallen war. Ein ſtarkes Detaſchement von Polizeiſoldaten ward ausgeſandt, umzingelte den Wald, ließ keinen Buſch undurchſucht, und fand endlich die Mörderhöhle. Hier entſtand ein wüthendes Gefecht, wo auf einer Seite der Gedanke an einen ſchimpflichen Tod Verzweiflung in jedes Herz und Rieſenſtärke in jeden Arm goß, auf der andern aber die weitüberwiegende Menge den fehlenden Muth erſetzte.

Nachdem von beiden Theilen einige todt zur Erde gefallen, andere verwundet ſich im Staube krümmten, mußte endlich der Ueberreſt der Räuber ſich der überlegenen Zahl ergeben, ward ſammt den Dirnen gefeſſelt und nach Neapel zum Richterſtuhle geſchleppt. Mein Vater hatte ſich während der Action zitternd in die Felſenritze verkrochen, welche der Höhle zum Schornſteine diente, und ward nicht gefunden. Als es nun wieder ſtille um ihn her wurde, kroch er aus ſeinem Schlupfwinkel hervor, machte ſich auf die Beine, und lief was er laufen konnte. Da ihn aber ſein ehemaliger Verſuch einer Flucht belehrt hatte, daß der Weg ſüdwärts nicht aus dem Walde führe; ſo wählte er diesmal die entgegengeſetzte Himmelsgegend, und ſah

ſich in Zeit von einigen Stunden auf einer breiten Landſtraße.

Nun begann er wieder frei Athem zu ſchöpfen, Minchen's Bild erwachte lebhaft in ſeiner Seele, und er ſchmauſte an der ſüßen Hoffnung, ſie noch dieſen Abend an ſein Herz zu drücken. Unter dieſen lachenden Fantaſien ſetzte er ſeinen Weg fort, hielt einen jeden Wanderer an, der ihm begegnete, und frug nach der Wohnung des Herrn van Doelen. Einige antworteten ihn gar nicht, einige lachten ihm in's Geſicht, das verdroß den Knaben baß, und er nahm ſich vor, gar nicht mehr zu fragen, ſondern die Straße zu verfolgen, bis er eine Stadt oder ein Dorf erreichen würde.

Siehe, da zog des Wegs daher ein dicker Mann mit einem braunen Antlitz, der zu Fuße zwei Frachtwagen begleitete, welche mit großen Kaſten beladen waren. Er warf einen neugierigen Blick auf unſern kleinen Wanderer, und da er ihm an der Naſe anzuſehen glaubte, daß er nicht recht wiſſe woher? noch wohin? ſo redete er ihn freundlich an: weßhalb er doch in der Mittagshitze ſo allein herumlaufe? Das gab dem armen Polycarpus Muth noch einen Verſuch zu wagen, ob vielleicht dieſer Reiſende ſich eines verlaſſenen Knaben liebreicher annehmen werde, als die vorigen ungeſchliffenen Menſchen.

»Ach lieber Freund!« ſagte er zu dem dicken braunen Manne, »könnt Ihr mir nicht ſagen, wo die Wohnung des Herrn van Doelen iſt? ich habe mich verirrt, und will gern erkenntlich ſein.«

»Des Herrn van Doelen?« lächelte der Mann; ja, ja, ich will dich hinbringen. Setz' dich nur hier auf den Wagen, sein Haus liegt gerade an der Straße, die ich fahren muß.«

Wer war froher als mein Vater! mit einem Sprunge schwang er sich auf den Wagen, rüttelte sich auf einem der Kasten zurecht, und blinzelte mit heiterem Gesichte immer vorwärts, ob er das rothe Ziegeldach, unter welchem Minchen hauste, noch nicht entdecken könne? Sie fuhren und fuhren, die Schatten wurden länger, die Luft kühler, aber noch kein rothes Ziegeldach. Sie fuhren und fuhren, der Hirte trieb das Vieh nach Haus, die Sonne tauchte sich in's Meer, aber noch kein rothes Ziegeldach. Endlich machten sie in einem Dorfe vor einem elenden Wirthshause halt!

»Heute ist es zu spät,« sagte der dicke braune Mann, »meine Rappen wollen nicht weiter; aber morgen, höchstens in der Mittagsstunde, bist du an Ort und Stelle.«

Mein Vater ahnete nichts Arges. Morgen in der Mittagsstunde an dem Ort und der Stelle, wo Minchen's schwarze Augen glänzen, morgen in der Mittagsstunde vielleicht mit ihr an einem Tisch, bei einer Schale frischer Milch, wer kann mit solchen süßen Bildern in der Seele Betrug argwohnen.

Am andern Tage bei Sonnenaufgang wurden die Rappen wieder vorgespannt, Polycarpus half fröhlich und emsig die Pferde striegeln, zäumen und zur Tränke führen,

ſetzte ſich wieder auf ſeinen Kaſten und der Zug ging vorwärts. Sie fuhren und fuhren, die Luft ward ſchwüler, die Sonne warf ihre Strahlen ſenkrecht herab, und noch kein rothes Ziegeldach. Sie fuhren und fuhren, der braun gebrannte Schnitter aß ſein Mittagsbrot, die Rappen lechzten nach dem Stalle, und noch kein rothes Ziegeldach. »Nur noch eine Stunde!« ſagte der dicke braune Mann. Die Stunde verfloß, und ſiehe, mein Vater befand ſich, ohne es zu wiſſen, auf der neapolitaniſchen Grenze.

Nun veränderte ſein Gefährte Ton und Geſicht. »Burſch,« ſagte er mit rauher Stimme, »danke Gott! daß ich dich nicht in's Zuchthaus geliefert habe, denn du ſcheinſt mir ein verlaufener Zeiſig zu ſein. Wenn du dich indeß gut aufführſt und meine Befehle pünktlich erfüllſt, ſo ſollſt du bei mir an nichts Mangel leiden.« Da half weder bitten noch proteſtiren, der Mann ſchwang ſeine Fuhrmannspeitſche, mein Vater zitterte und gehorchte.

Wer war denn der dicke braune Mann? höre ich meine Leſer fragen. Er war nichts mehr und nichts weniger als einer jener herumſtreichenden Tagediebe, die mit fremden Thieren von Stadt zu Stadt ziehen, und den neugierigen Gaffern das Geld aus dem Beutel locken. In ſeinen Kaſten befand ſich eine Löwin, ein afrikaniſcher Tiger, ein Strauß, ein Stachelſchwein und einige Affen. Einige Tage vorher, ehe er meinen Vater auf der Landſtraße antraf, hatte der Tiger, in einem Anfall von Wildheit, einen fünfzehnjährigen Knaben zerriſſen, der ihm bisher zum

Wärter gedient hatte. Beim ersten Blicke, den der dicke braune Mann auf den kleinen Polycarpus warf, fiel es ihm sogleich bei, durch diesen Burschen seinen Verlust zu ersetzen, und er führte diesen Entwurf aus, so wie wir gesehen haben; doch mit der Einschränkung, daß er nicht den Tiger meines Vaters Obhut übergab, sondern ihm nur vor der Hand zum Straußenwärter machte, bis die andern wilden Bestien sich erst an seinen Anblick gewöhnt haben würden. So wurde also mein Vater, statt Fähnrich im Dienst des durchlauchtigsten Fürsten Polycarpus zu sein, erst Küchenjunge und alsdann Straußenwärter.

Fünftes Kapitel.

Das Gewitter.

Mein Vater ward der herumschweifenden Lebensart nach und nach gewohnt, es gefiel ihm, daß sein ganzes Tagewerk in Füttern und Gefüttert werden bestand, es behagte ihm nicht minder, daß er, statt in einer zehn Schritte langen Höhle faule Dünste einzuathmen, nun immer in Gottes freier Luft herumwandelte; daß er, statt jeden Morgen beim Erwachen in den gähnenden Schlund eines Räubers oder in's freche Auge einer Buhldirne zu schauen, täglich und stündlich neue Gesichter sah, so viele fremde Städte und Länder, Gebräuche und Speisen ken-

nen lernte. Traun! wäre er mit der unnachahmlichen Weitschweifigkeit eines Bernoulli oder Büsching begabt gewesen, wir würden schon längst ein Dutzend Bände seiner Reisen in quarto von ihm aufzuweisen haben.

Der dicke braune Mann zog mit meinem Vater nach Deutschland, und war mit seiner Aufführung so ziemlich zufrieden. Ein Beweis dessen, daß er in zwei Jahren nur ein einziges Mal die überredende Kraft der Fuhrmannspeitsche empfand, weil er in Potsdam einen ganzen Tag den schöngeputzten Kriegsmännern nachlief, und darüber beinahe den Strauß hätte verhungern lassen.

Polycarpus ging nun bereits in sein achtzehntes Jahr und fühlte plötzlich in sich den Durst nach Wissenschaften, jenen allmächtigen Trieb, unsere Kenntnisse zu erweitern, der den Jüngling und den Greis beseelt, nie ganz befriedigt wird, und in meinen Augen der stärkste Beweis für das Dasein unserer Seele ist. Er empfand es innig, daß er weder zum Küchenjungen noch zum Straußenwärter geboren sei, feinere Bedürfnisse als die, welche blos auf die Erhaltung unserer irdischen Hülle abzwecken, ergriffen ihn allgewaltig, aber an wen sollte er sich wenden? Von keiner lebendigen Seele umgeben, als von dem dicken braunen Mann, dem Strauß, dem Tiger, dem Löwen, dem Stachelschwein, was gewährt ihm Befriedigung seines allumfassenden Triebes? Die Kenntnisse des dicken braunen Mannes erstreckten sich nicht weiter, als auf die richtige Angabe der besten und wohlfeilsten Wirths-

häuſer in jeder Stadt, die ſie durchzogen hatten, und wenn mein Vater zuweilen auf dem Felde dieſe oder jene Bemerkung machte, um den Nutzen dieſer oder jener Pflanze ſich befrug, ſo ſchlug der dicke braune Mann Feuer an, legte den brennenden Schwamm auf die Pfeife, und dampfte mit dem Rauche ſeine Antwort in die Luft.

Da alſo für meinen Vater keine Hilfe unter Lebendigen war, ſo beſchloß er ſich an die Todten zu halten. Er erinnerte ſich, daß Herr van Doelen ihm oft geſagt, die Naturgeſchichte ſei das angenehmſte Studium, welches im Wurm und im Behemoth dem Forſcher die unendliche Allmacht des Schöpfers enthülle; ſein Amt, als Wärter wilder Beſtien, verſchaffte ihm zugleich den Vortheil, mit eigenen Augen zu ſehen und zu unterſuchen, was vielleicht übel unterrichtete Naturforſcher der Welt vorgelogen hatten. Er griff daher in ſeine Taſche, holte einige erſparte Groſchen heraus, welche zu verſchiedenen Malen die Wohlthätigkeit neugieriger Gaffer ihm zugeworfen hatte und trollte in den erſten beſten Buchladen, wo er eine Naturgeſchichte zu kaufen verlangte. Der Buchhändler frug: was für eine?

Mein Vater. Gleichviel welche.

Der Buchhändler. Hier iſt Büffon's Naturgeſchichte.

Mein Vater. Nur her damit! was koſtet ſie?

Der Buchhändler. Das ganze Werk mit ausgemalten Kupfern, ſo weit es heraus iſt, können Sie ungefähr für fünfzig Thaler haben.

Mein Vater (sehr erschrocken). Fünfzig Thaler? Gott bewahre! haben Sie keine wohlfeilere?

Der Buchhändler. O ja! hier ist Martini's Naturgeschichte für zweiunddreißig Thaler und zweiundzwanzig Groschen.

Mein Vater fand dies eben so ungeheuer, und auch Raff's Naturgeschichte für Kinder überstieg die Kräfte seines Beutels. Der Buchhändler holte also irgend einen hundertjährigen Naturkündiger aus dem Staube hervor, der dem Plinius alle seine Fabeln nachgeschwatzt, und noch neue dazu erfunden hatte, und verkaufte ihn meinem wißbegierigen Vater für einige Groschen. Mit diesem Schatz unter dem Arm lief er spornstreichs nach Hause, setzte sich in einen Winkel, blätterte sehr emsig, und fand bald zu seinem großen Behagen eine Beschreibung des berühmten Vogels Strauß. Er lernte daraus, daß dies langbeinigte und langhälsigte Geschöpf auf lateinisch Struthio camelus heiße, daß es nicht fliegen könne, aber mit einem Pferde im stärksten Trab in die Wette laufe, daß die Araber es gallopirend verfolgen, und daß es dumm genug sei, zu glauben, man sehe es nicht, wenn es seinen Kopf in einen Busch steckt. Er verschlang alle diese Nachrichten begierig, und fand endlich am Schluß noch eine Anmerkung, welche ihn belehrte, daß der Vogel Strauß auch Eisen und Steine fresse und verdaue. Das fiel ihm besonders auf, und er beschloß sogleich einen Versuch zu machen. Der große Thorschlüssel des Wirthshauses, in

welchem sie herbergten, lag eben auf dem Treppengeländer, er bemächtigte sich seiner, gesellte einige derbe Kieselsteine dazu, und überbrachte sie dem anvertrauten Pflegling zur Abendkost, hatte auch das Vergnügen zu sehen, daß dieser ohne alle Weigerung die vorgesetzte harte Speise zu sich nahm. Die innigste Ehrfurcht gegen den Verfasser jener wahrhaften Nachrichten nahm Platz im Busen meines Vaters, er schob das Buch in seine rechte Rocktasche, knöpfte sie sorgfältig zu, und trat am andern Morgen mit anbrechender Dämmerung die weitere Reise in Gesellschaft des dicken braunen Mannes an.

Als sie gegen Mittag sich eben in einem Walde befanden, welcher das Harzgebirge umgrenzt, machte sein Gefährte Halt im Schatten belaubter Eichen, um die Pferde ein wenig verschnauben zu lassen. Er zog ein Brot aus der Tasche, gab zuerst jedem Rappen ein Stück, alsdann auch meinem Vater, und lagerte sich darauf wohlgemuth in's Grüne. Plötzlich entstand in dem Kasten, welcher dem Strauße zur Wohnung diente, ein verwirrtes Geräusch, es war als ob er mit den Flügeln schlage, sich hin und her wälze und ängstliche Töne aus seinem langen Halse presse. Der dicke braune Mann sprang erschrocken auf, holte aus seiner Hosentasche die Schlüssel, an ein ledernes Riemchen gebunden, hervor, und öffnete den Kasten. Ach! da lag der arme Strauß in den letzten Zügen, blickte seinen Kerkermeister mit gebrochenem Auge noch einmal an, und verschied.

Entſetzen malte ſich im Auge des dicken braunen Mannes, grimmig wandte er ſich nach meinem Vater: »Gottloſer Bube! was haſt du angefangen?«

Der treuherzige Polycarpus hatte in ſeinem Leben nicht gelogen, ſtammelnd bekannte er, daß er, auf Veranlaſſung eines großen Naturforſchers, den Strauß mit einem Thorſchlüſſel und zwei Kieſelſteinen bewirthet habe.

»Hole der Teufel dich und deinen Naturforſcher!« ſchrie der dicke braune Mann, griff mit wüthender Geberde nach der Fuhrmannspeitſche, und wollte meines Vaters Fleiß in der Naturkunde mit einer derben Tracht Prügel belohnen. Polycarpus hielt nicht für rathſam, dies Donnerwetter abzuwarten, er rief ſeine beiden geſunden Beine um Hilfe an und ſprang buſchein. Nun begriff der dicke braune Mann wohl, daß er einen dummen Streich gemacht hatte, denn ſeine Pferde und Kaſten durfte er nicht verlaſſen, um den Flüchtling zu verfolgen, und hätte er das auch wagen wollen, ſo ließ doch ſein fetter Wanſt ihm wenig Hoffnung, den achtzehnjährigen magern Springinsfeld einzuholen. Er veränderte daher in der Geſchwindigkeit ſeinen Ton, und bat den fliehenden Polycarpus ſehr beweglich, zurückzukommen, es ſolle ihm kein Haar gekrümmt werden. Aber die Fuhrmannspeitſche hatte meines Vaters Füße einmal in ſolche unaufhaltſame Bewegung geſetzt, daß die Ohren ihm für diesmal keine Dienſte thaten, und er ſchon weit entfernt war, als der dicke braune Mann noch immer ſeine Einladung und ſein

Verſprechen ihm nachkreiſchte. Es blieb alſo dem armen Teufel weiter nichts übrig, als den ermordeten Strauß wieder einzuſchließen, und traurig und allein ſeine Straße zu ziehen.

Mein Vater durchſtreifte indeſſen das dickſte Gebüſch, und zitterte vor jedem Raſcheln eines dürren Laubes, als ob die Fuhrmannspeitſche ſchon hinter ihm ſei. Nachdem er ſich endlich völlig in Sicherheit glaubte, begann er ſeine ernſthafte Betrachtungen über ſein wunderliches Schickſal zu machen. »Ich bin auf einem feuerſpeienden Berge geboren,« ſprach er bei ſich ſelbſt, »und folglich zu großen Thaten beſtimmt. Ich habe einen durchlauchtigen Pathen, in deſſen Dienſt ich das unausſprechliche Glück genießen könnte, Fähnrich zu ſein, ſtatt deſſen führt mich ein verdammter Käfer in eine Räuberhöhle, wo man mich zum Küchenjungen herabwürdigt, und ich entgehe dieſer Schmach nur um Straußenwärter zu werden. Kaum ſchwingt mein Geiſt durch eigene Kraft ſich über alle dieſe Erniedrungen empor, kaum bilde ich durch eigenen Fleiß mich zum Naturforſcher, als ich in aller Unſchuld einem Strauß einen Thorſchlüſſel und ein paar Kieſelſteine zu freſſen gebe, und dafür mit Peitſchenhieben belohnt werden ſoll. O Minchen! Minchen! wäre es mir vergönnt, an deiner Seite die Natur zu ſtudiren, in deinem ſchwarzen Auge die Allmacht des Schöpfers zu bewundern, wie gerne thäte ich Verzicht auf die Fähnrichsſtelle meines durchlauchtigen Pathen!«

Unter dieſem Selbſtgeſpräch war er tapfer zugeſchritten,

und da er vor dem dicken braunen Mann nunmehr ſicher zu ſein glaubte, ſo ſuchte er emſig wieder auf die Landſtraße zu kommen, um wo möglich noch vor Abend ein Dorf oder eine Hütte zu erreichen.

Aber ſiehe! am ſchwarzen Horizont thürmte eine Wetterwolke ſich auf, ſchon heulte der rauhe Sturmwind in den Wipfeln der Eichen, ſchon rollte der ferne Donner, ſchon leuchteten zackichte Blitze, die Luft war ſchwül und drückend, die Vögel flatterten ängſtlich umher, es begann große Tropfen zu regnen. Mein Vater wußte, daß es unter hohen Eichen gefährlich ſei zu verweilen, er ſchaute zitternd nach einem Obdach ſich um, und erblickte endlich im Geſträuch eine Jägerhütte, wohin er ſich flüchtete. Das Gewitter näherte ſich fürchterlich unter dem Brauſen des Sturms, die Blitze ziſchten, es folgte Schlag auf Schlag, der Platzregen raſchelte auf dem morſchen Dache. Da trat plötzlich ein feiner Mann in die Hütte, im grünen Jagdkleid, mit Flinte und Jagdtaſche. Das Waſſer triefte ihm vom ledernen Hute herab, und durchnäßte das Pulver auf der Pfanne, ſeine Hunde ſchüttelten ſich, daß die Tropfen umherſpritzten. Er erſtaunte, einen jungen Menſchen hier im tiefſten Walde anzutreffen, deſſen Miene eben keinen Räuber weiſſagte. »Wer biſt du?« frug er neugierig. Mein Vater erzählte mit der treuherzigſten Naivität ſeine Geſchichte mit dem dicken braunen Manne, und ſeinen verunglückten Verſuch zum Behuf der Aufklärung in der Naturgeſchichte. Der Jäger lächelte, und der offene Jüngling

ſchien ihm zu behagen. Als das Wetter vorüber gezogen und die Wolken den blauen Horizont entſchleierten, ſprach der Fremde mit dem Ton der Güte: »ich bin der Berghauptmann von Süſſenhain, willſt du mir folgen auf mein Schloß, ſo kann ich vielleicht für deine Zukunft Sorge tragen.«

Als mein Vater von einem Schloſſe hörte, er, der nicht einmal eine armſelige Hütte hatte, kein Plätzchen, wo er ſein Haupt hinlegen, keinen Biſſen Brot, womit er ſeinen Hunger ſtillen konnte, ergriff er das Anerbieten begierig, küßte ſeinem Wohlthäter dankbar die Hand, und ſchlenderte hinter ihm her durch den Wald.

TAYLOR INST. OXFORD

Sechſtes Kapitel.

Das Bergwerk.

Sie mochten kaum eine Stunde Weges gegangen ſein, in welcher Zeit der Herr von Süſſenhain ſehr viel mit ſeinen Hunden, und kein Wort mit meinem Vater ſprach, ſo blinkte dem Letztern, zu innigem Wohlbehagen ſeines knurrenden Magens, hoch über den Wipfeln der Tannen das rothe Ziegeldach der Burg Süſſenhain in's Geſicht. Ihm war es in dieſem Augenblicke, als ſähe er das Dach ſeines Pflegevaters, und den rauchenden Schornſtein verglich er mit Minchen's Reizen. Rümpft nur nicht die Naſe über dieſen unwürdigen Vergleich, er iſt natürlicher als mancher

im hohen Liede, denn der rauchende Schornſtein reizt den hungrigen Magen, und die blühende Mädchenwange das lüſterne Auge, der Magen bellt lauter, als das Auge begehrt, das Auge ſieht in die Schüſſel und nicht nach dem Mädchen, bis der Magen ſchweigt.

Sie näherten ſich dem Vorhof und wurden von ein paar Dutzend heulenden Jagdhunden empfangen, die ſich zu des Berghauptmanns Füßen ſchmiegten. Einige Jäger kamen und ſtatteten Bericht ab, was während der Abweſenheit des gnädigen Herrn vorgefallen. Der Jäger Hans rapportirte, Sr. Gnaden Nachbar, der Oberſt Felſenburg, wolle den ſchönen Sultan verkaufen, und zugleich ergoß er ſich in das Lob dieſes Sultans ungefähr folgendermaßen: »Mit Ew. Gnaden gnädigen Erlaubniß, das iſt ein Kapital-Hund. Er hat weite, offene Naſenlöcher, breite, hangende, dicke Ohren, braune, friſche, glänzende Augen, gute, ſtarke, weiße Fangzähne, der Rücken gegen das Kreuz zu iſt breit und feſt, die Hüften fleiſchicht, ſtarke gerade Füße, der Bauch haarig und eingezogen, der Wedel gebogen, von ſtarken Haaren, nicht dürre, abhängig, die Tappen ſind dürre, die Tritte unten hart, zwiſchen den Ballen mit Haaren bewachſen.« Der Jäger Matz berichtete, er habe eine Bache geſchoſſen, und der Jäger Anton einen Friſchling. Der Herr von Süſſenhain hörte einen jeden an, theilte mit einer wichtigen Miene ſeine Befehle aus, und begab ſich in's Schloß, wohin ihm mein Vater auf einer gothiſchen Windeltreppe folgte.

Sie gelangten in einen groſsen Saal mit hundertjährigen Hirſchgeweihen verziert, wo ſie von einer ſehr geſprächigen Wirthſchafterin mit einem Bund Schlüſſel an der Seite empfangen wurden. Auch ein paar ſtarke, muntere Knaben von 15 bis 16 Jahren hüpften herzu, und begrüſsten die Ankömmlinge mit ziemlich bäuriſchen Sitten. Der Herr von Süſſenhain lieſs ſich vom Jäger Hans die Stiefeln ausziehen, kleidete ſich in ein wollenes Wamms, der Jäger Matz reichte ihm eine groſse meerſchaumene Pfeife, und ſo warf er ſich auf einen ledernen Sofa, indeſs der Jäger Anton den Tiſch deckte. Mein Vater ſtand noch immer an der Thür, drehte ſeinen runden Hut auf der Fauſt herum, und ſchlug die Augen nieder.

Der Herr von Süſſenhain. Nun junger Menſch, komm näher, und laſs hören, wozu du tauglich biſt. Vor's erſte deinen Namen.

Mein Vater. Ich heiſse Polycarpus von Bollenbach.

Der Herr von Süſſenhain (aufſpringend). Wie! was! von Bollenbach? — Polycarpus? — In's drei Teufels Namen! Du biſt doch nicht derſelbe, der dem Herrn van Doelen in Italien davon lief?

Mein Vater. Derſelbe, aber davon gelaufen bin ich nie.

»Junge! Herzensjunge!« ſchrie der Herr von Süſſenhain, ſchleuderte den meerſchaumenen Kopf von ſich, und drückte meinen Vater mit ſolcher Gewalt in ſeine Arme,

daß er ihm ein lautes Au! abpreßte. »Wo führt dich der Teufel hieher? aus Neapel in's Harzgebirge?«

Mein Vater erzählte seine Abenteuer mit aller historischen Treue, und wagte es zuletzt die Frage anzuhängen, woher er das Glück habe, Sr. Gnaden bekannt zu sein?

Der Herr von Süssenhain. Drollig genug, mein Seel! als ob's ein Romanschreiber erlogen hätte. Wisse, Junge, ich habe deine Mutter recht gut gekannt, ich war mit ihr in Italien, ich war dabei, als du auf dem feuerspeienden Berge in die Welt krochst. Es sind nun vier Jahr, als sie mir schrieb, du seist unsichtbar geworden.

Hoffentlich wird der Leser sich noch des jungen Herrn erinnern, der am Tage nach Fastnacht des Morgens um fünf Uhr meine Großmutter nach Hause geleitete, und auf der neapolitanischen Reise meinem Großvater gegenüber im fond saß. Es war kein anderer, als der nämliche Herr von Süssenhain, damals Hof- und Jagdjunker des Durchlauchtigsten Fürsten Polycarpus. Bei seiner Zurückkunft aus Italien ernannte ihn der Fürst zum Oberforstmeister, und bald darauf zum Berghauptmann, weil sein Gut in der Gegend eines ziemlich beträchtlichen Bergwerkes lag, und er nichts vom Bergwesen verstand. Hier lebte er seit fünfzehn Jahren entfernt von der Welt, und die wilde, düstere Gegend, der einförmige Umgang mit seinen Jägern und Bergleuten, das tägliche Geschäft des Hetzens und Mordens hatten aus dem süßen Höfling nach

und nach einen rauhen Waidmann gebildet. Er war ein Hageſtolz, der keine weibliche Seele um ſich litt, außer der Jungfer Morgenthau, ſeiner Wirthſchafterin. Dieſe hatte ihn überredet, aus chriſtlicher Liebe ein paar Waiſenknaben zu ſich zu nehmen, welche durch ein Spiel der Natur das Glück hatten, dem gnädigen Herrn ſehr ähnlich zu ſehen.

Die Jungfer Morgenthau ſah etwas ſcheel, als ſie die Bemerkung machte, daß die Waiſenknaben vermöge ihrer Geſichtsformen allenfalls für Halbbrüder meines Vaters paſſiren könnten. Sie beherrſchte den gnädigen Herrn ſeit geraumer Zeit unumſchränkt, und hatte ſchon längſt aus weiſer Vorſicht für die Zukunft ein Plänchen entſponnen, wie die Burg Süſſenhain ſammt der hohen und niedern Jagd nach und nach in ein Häufchen lachendes Gold zuſammenzuſchmelzen ſei, mit welchem ſie nach dem erfolgten tödtlichen Hintritt des Erbherrn die beiden Waiſenknaben in chriſtlicher Eingezogenheit zu erziehen gedachte. Die Wärme, mit welcher der Berghauptmann meinen Vater umarmte, die Ehre, die er ihm erwies, ihn bei der Tafel neben ſich zu ſetzen, die alte Bekanntſchaft mit meiner Großmutter, von welcher ſie bis jetzt nicht ein Wörtchen gewußt hatte; alles dies zuſammen genommen, vertiefte die Falten, welche ſeit einigen Jahren ihre Stirn zierten, machte ſie bei Tiſche grämlich und ſchmollend, und gebar meinem Vater einen Feind, nachdem er kaum ſeit einer halben Stunde das Haus deſſen betreten

hatte, der l'ami de la maison meines Großvaters geweſen war.

Indeß bemerkte am erſten Abend Niemand den Unmuth der Jungfer Morgenthau. Mein Vater war viel zu gutmüthig und unerfahren, der Berghauptmann aber viel zu heiter und froh über die unerwartete Zuſammenkunft. Er ließ vom beſten Rheinwein aus dem Keller holen, und trank aus einem ſilbernen Becher, mit ſeinem Wapen geziert, auf die Geſundheit des jungen Abenteurers. Mit unter benachrichtigte er meinen Vater von ſeinen jetzigen Familienverhältniſſen. Meine Großmutter, hieß es, ſei vor einem Jahre geſtorben, weil ſie den Tod ihres Mopſes und den Verluſt ihres Sohnes nicht habe überleben können. Sogleich ſeien eine Menge Muhmen und Vettern herbeigeſtürmt, um ſich in den Nachlaß zu theilen, man habe aber gefunden, daß die passiva die activa weit überſtiegen, und alſo förmlich auf die Erbſchaft Verzicht gethan, aus welcher ſich die Creditores, ſo gut ſie gekonnt, bezahlt gemacht. Von dieſer Seite war alſo nichts für meinen armen Vater zu hoffen, indeß ſprach der Herr von Süſſenhain nach beſtem Vermögen für ihn zu ſorgen, und die Jungfer Morgenthau verzog das Maul bis an die Ohren, als ob ſie einen Becher Wermuth ausgeleert hätte.

Der Reiſegeſellſchafter meiner Großmutter hielt Wort, und meines Vaters Kopf machte ſeiner Protektion Ehre. Polycarpus mußte nämlich auf ſein Anrathen ſich auf

die Bergwerkskunde legen, und brachte es darin in kurzem weiter als alle Berghauptleute, die seit Anno 972, als das Bergwerk zu Rammelsberg im Harzgebirge entdeckt wurde, diesem Amte vorgestanden hatten. Die alten Bergleute beehrten ihn mit der Benennung Bergwurzel, welches in ihrer Sprache einen Buben andeutet, der von bergmännischen Eltern geboren worden, zuweilen aber auch auf denjenigen angewandt wird, welcher viel Lust und Liebe zum Dinge bezeugt. Mit leichter Mühe lernte mein Vater gebrauchen den großen und kleinen Peuschel, den Handfäustel, Bölz, Federn, Keilsimmel, Ritzeisen, Keilhau, Kratzen, Brechstangen, Scheide- und Puchhämmer, Erzquetscher u. s. w., sammt allem Gezeug zum Schacht- und Stollenauszimmern. Er legte den Runnbaum, den Pfuhlbaum, die Tumphölzer, er setzte die Haspelstützen, er schlug ein Tonnenfach darauf, er hespelte die Fahrten an, er legte Trage-Stempel und Jöcher, Gerinne und Gestänge, schlug Treckwerk, Sumpf und Kasten, hing Künste, richtete in Gipeln über die Richtschacht, und förderte Alles mit einer Geschwindigkeit und Geschicklichkeit, daß die ältesten Bergleute ihm das Zeugniß gaben: er werde nie ein Bergwerk zu Sumpfe treiben.

Der alte Herr von Süssenhain empfand eine herzliche Freude, wenn er meinen Vater so sein Wesen treiben sah, und die Nase der Jungfer Morgenthau ward um anderthalb Zoll länger. In Jahresfrist hatte Polycarpus seine Bergstudien vollbracht, und ward für tüchtig erklärt,

dem Amte eines Bergzehenders vorzustehen, wozu er unter dem freudigen Glück auf! aller Schachtfahrer ernannt wurde.

Nun schien sein Glück gegründet, er fing an, die Mühseligkeiten zu vergessen, die er als Küchenjunge, Straußenwärter und Naturforscher ausgestanden hatte, und hätte die Jungfer Morgenthau durch mannigfaltiges Quälen und Necken ihn nicht zuweilen erinnert, daß das menschliche Leben nie ganz ohne Bitterkeit sei — hätte Minchen's Besitz ihm die Arbeit versüßt, und seine kleine Hütte zum Tempel der Liebe geweiht; so würde seiner Zufriedenheit nichts gemangelt haben. Oft schlich er an schwülen Tagen im Schatten hundertjähriger Eichen und bemooster Tannen umher, träumte sich zurück in die friedliche Wohnung unter dem rothen Ziegeldach, wo Minchen's Auge ihm heller geglänzt hatte, als die goldene Ader, welche in der Erzstufe schimmerte. Da schuf er sich reizende Aussichten in die Zukunft, machte Entwürfe von wachsendem Glück und Reichthum, und der glühende Pinsel betrügerischer Liebe malte ihm Alles leicht vor. Hundertmal ergriff er die Feder, um an Herrn van Doelen zu schreiben, hundertmal hielt ihn der Gedanke zurück, daß seine eingeschränkten Glücksumstände auf Minchen's Besitz noch keinen Anspruch machen dürften.

Indeß nutzte er seine Feierstunden zur Aufklärung seines Geistes, er las philosophische Schriften, lernte selbst denken, selbst Schimmer von der Wahrheit scheiden, Pfaf-

sentrug und Aberglauben verachten, im Nothfall beide bekämpfen. O hätte er das letztere nie gelernt! Der sanfte Hauch der Philosophie ward für ihn ein brausender Sturm, der ihn aus dem Hafen seiner geträumten Ruhe wieder in's offene Meer der Abenteuer verschlug.

Ein Paar alte Bergleute meldeten ihm eines Tages, daß der Kobold vielen Unfug angerichtet. Sie sahen dabei sehr bedenklich aus, und die jüngeren standen mit ihren Mützen in der Hand um sie her, stummes Grausen ging aus ihrem starren Auge, ihrem offenen Munde. Mein Vater lachte, und nahm sich die Mühe, ihnen zu beweisen, daß es gar keinen Kobold gebe, die Jungfer Morgenthau ausgenommen. Himmel! welch ein murrendes Geflüster entstand unter der Versammlung, deren felsenfesten Glauben er anzutasten sich erkühnte. »Er ist ein Gottesverächter!» murmelte Einer dem Andern zu, »wenn er an keinen Kobold glaubt, so glaubt er auch nicht an die Bibel — ein Kobold, dessen Existenz seit achthundert Jahren nie bezweifelt worden — der uns alte, versuchte Männer so oft gekniffen, geworfen, geohrfeiget hat; — nein, Brüder! einen solchen Bösewicht müssen wir nicht unter uns dulden. Kommt, wir wollen uns beschweren bei dem Herrn Berghauptmann, und wenn der uns kein Recht schafft, so soll es der gnädigste Landesfürst selbst erfahren, daß es Atheisten in seinen Staaten gibt. Der Kobold wäre im Stande, es uns und unsern Kindern zuzurechnen, er könnte machen, daß unser Gebäu aufläſſig würde. Fort, Brüder, zum Berghauptmann!»

So beſtürmten ſie den armen Herrn von Süſſenhain, der nicht ein Wort von der ganzen Sache verſtand, denn ſie ſchrien alle zugleich, und er hörte nur den Kobold ſo oft nennen, daß er endlich anfing zu glauben, der Kobold ſpücke in ihren Köpfen. Doch die Jungfer Morgenthau mit ihrer fünf Zoll langen Naſe nahm es chriſtfreundlichſt über ſich, ihm den ganzen Vorfall zu verſtändigen. Sie that noch allerlei von dem ihrigen hinzu, verbrämte die Erzählung mit erbaulichen Anmerkungen, fürchterlichen Geſpenſtergeſchichten, und ſchloß ihre Abhandlung mit dem Seufzer, daß es dem gottloſen Zweifler nimmermehr wohlgehen könne.

Mein Vater ward vorgefordert, und er bekannte und leugnete nicht. Der Herr von Süſſenhain, der feſt am Glauben ſeiner Väter und der Jungfer Morgenthau hielt, entrüſtete ſich, und gebot dem angeklagten Bergzehender öffentlich und feierlich die Exiſtenz des Kobolds anzuerkennen, oder ſein Gebiet zu meiden. Der junge Philoſoph hielt es für ſchimpflich, zu wiederrufen, wie Febronius und andere Ketzer ſeines Gelichters, er wählte das letztere, ſchnallte ſein Bündel und kehrte der Burg Süſſenhain, der Jungfer Morgenthau und dem Kobold den Rücken.

Siebentes Kapitel.

Der Ocean.

»Ich Unglücklicher!« rief mein Vater, indem er ſeinen Wanderſtab vorwärts ſetzte, »wozu hat der Eigenſinn des Schickſals mich beſtimmt! in meiner Bruſt lodert Jünglingsfeuer, gleich der Glut aus dem Veſuv, auf dem ich geboren wurde, mich bildete ein würdiger Prieſter, mir goß München's Auge Empfindung in's Herz, ein Käfer führt mich unter die Räuber, ein Strauß macht mich zum Naturforſcher, ein dicker brauner Mann will mich dafür mit der Fuhrmannspeitſche belohnen, ein Gewitter bringt mich nach Süſſenhain, und ein Kobold jagt mich wieder fort. Was ſoll endlich aus mir werden! wo ſoll ich Menſchen ſuchen, die einen Bergzehender brauchen, und keine Kobolde glauben?«

Nachhängend dieſen traurigen Vorſtellungen wanderte er von Stadt zu Stadt mit ſeinem Bündel auf dem Rücken. Er kam in's Meißniſche Erzgebirge, nach Freiberg, Annaberg, Schneeberg, St. Georgenſtadt und Schwarzenberg, Marienberg, Ilmenau, Halle in Tirol, Schwatz, Ratenburg, und Gott weiß wohin! Allenthalben bot er ſeine Dienſte an, legte Proben ſeiner Kenntniſſe ab, wurde bewundert, ſollte angeſtellt werden; aber ſobald der Irrglaube wegen des Kobolds bekannt wurde, gab man ihm einen mäßigen Zehrpfennig und ließ ihn förder ziehen. Er

hätte bis nach Potosi wandern können, ohne eine Freistatt zu finden.

Darüber ging nur allzubald sein kleiner Sparpfennig zu Ende, und er sah sich einem Nichts gegenüber, wie der Franzose spricht, das er auf keine Weise in ein Etwas zu verwandeln wußte.

Eines Abends gelangte er müde und matt in die Residenz eines kleinen deutschen Reichsfürsten. Hungrig und durstig, keinen Pfennig in der Tasche, ging er vor der Bude eines lustigen Schneiders vorüber, der singend seine Nadel einfädelte. »Guter Freund!« sprach mein Vater, »Ihr seid so lustig und ich so traurig, Ihr habt zu essen und ich hungere. Braucht Ihr keinen Lehrburschen, so will ich gern um's liebe Brot das Schneiderhandwerk bei Euch erlernen.«

»Kommt herein, wackerer Gesell!« sagte der Schneider, »ich brauche keinen Lehrburschen, aber ich mindere gern die Noth der Armuth, wenn ich's vermag. Setzt Euch an meinen Tisch, eßt von meinem Brote, trinkt von meinem Dünnbier, dann offenbart mir Euer Anliegen, so will ich zusehen, wie ich helfen mag.«

Die Worte klangen lieblich in meines Vaters Ohren, sie schallten bis in seinen hohlen Magen. Er ging hinein, setzte sich an des Schneiders Tisch, aß, trank und that sich gütlich. In der Verdauungsstunde offenbarte er dem lustigen Schneider seine mißlichen Umstände, wie er aus einem Küchenjungen ein Straußenwärter geworden, aus einem

Naturforſcher ein Bergzehender, und wie er endlich der Gewalt eines Kobolds unterliegen müſſen. »Ach!« ſeufzte er, »ich bin hoch betrübt, weiß nicht, wie ich meinen ehrlichen Unterhalt erwerben ſoll. Auf der Spitze eines feuerſpeienden Berges ward ich geboren, und glaubte mein Leben in der Tiefe eines Schachtes zu endigen — umſonſt! der Kobold läßt mir keine Ruh. Lieber Meiſter, thut ein Werk der Barmherzigkeit, und nehmt mich zu Eurem Lehrling, ſo darf ich weder betteln noch ſtehlen.«

Der luſtige Schneider war ein kleiner, bucklichter Mann, der über Alles in der Welt ſeine Freude hatte, es mochte noch ſo betrübt oder ernſthaft ausſehen. Es war eben keine hämiſche Freude am Unglück ſeines nothleidenden Bruders; ſondern ſein inneres Gefühl ſchied ſogleich das Lächerliche vom Traurigen, er lachte über das Erſte, daß ihm die Ader vor der Stirn aufſchwoll wie ein Schiffstau, und mitten im Lachen half er dem Letztern ab, wenn er konnte. Mein Vater, dem ein ſolcher Charakter auf dem Pfade ſeines Lebens noch nicht aufgeſtoßen war, erſtaunte nicht wenig, als er ſeinen gaſtfreien Wirth bei der Erzählung von Unglücksfällen, deren bloßes Andenken ihm das Herz brach, überlaut lachen ſah. Sein Jünglingsfeuer loderte auf, er gerieth in Verſuchung, ihm den zinnernen Teller, der vor ihm ſtand, an den Kopf zu werfen, als der kleine bucklichte Schneider, der ſeine Hitze merkte, plötzlich einlenkte, ſich auf die Zunge biß und ſeinen Gaſt um Verzeihung bat. »Ihr müßt mir mein Lachen nicht übelnehmen,« ſprach

er, indem er ihm die Hand reichte, »es iſt meine Art ſo. Ich habe von der Natur die Gabe empfangen, überall Stoff zum Lachen finden zu können, und bin glücklicher dabei, als unſer Herr Superintendent, wenn er ſich in theologiſchen Streitſchriften herumbalgt. Da Ihr mir nun eben erzählt, wie Ihr einen Strauß mit Schlüſſeln gefüttert, ſo konnte ich mich unmöglich des Lachens enthalten.« Hier platzte er von neuem in ein unmäßiges Gelächter aus, und trieb es ſo lange, daß mein Vater endlich mitlachen mußte.

Nachdem ſie einander eine Viertelſtunde lang in's Geſicht gelacht hatten, nahm der kleine bucklichte Schneider eine ehrbare Miene an.

»Nun iſt's genug, mein Freund,« ſprach er, »nun laßt uns auf Rath und Hilfe denken. Ihr wollt bei mir das edle Schneiderhandwerk erlernen, aber darin kann ich Euch nicht dienen. Meine Kundſchaft iſt nicht groß, einen Lehrburſchen kann ich weder brauchen noch ernähren. Ihr möchtet glauben, ich ſpreche unwahr, könntet wohl aus der Reinlichkeit meiner Wohnung, dem Biſſen Brot, den ich Euch auftiſchte, dem Trunk Bier, der Euren Gaumen labte, auf den Wohlſtand meines Hauſes ſchließen. Es iſt war, Gott hat mich geſegnet, aber nicht mein Handwerk iſt es, dem ich meine Nahrung verdanke, ſondern mein Genie, Ihr müßt wiſſen, ich bin ein Poet, die Verſe fließen mir wie Waſſer:

Unverzagt,
nicht geklagt,

frisch gewagt,
hat schon manchen reich gemacht.

»Wenn einer meiner Kunden seinen Geburtstag feiert, gleich bin ich mit einem Gratulations-Gedichte bei der Hand. Keine Bürgerhochzeit, keine Kindtaufe wird gefeiert, ohne daß der lustige Schneider Luchs sie nicht besingt. Da erschnappe ich denn bald hier einen Gulden, bald dort einen Gulden, und die Quelle meiner Dichtkunst ist unerschöpflich. Der beste Rath also, den ich Euch geben kann, wäre der: macht's wie ich, werdet ein Poet. Ich will Euch ein Reimlexicon leihen, das ich selbst vermehrt und verbessert habe, darin findet Ihr alle Reime von A bis Z, und könnet ohne die geringste Schwierigkeit ein Gedicht von zwanzigtausend Versen machen, wenn Ihr wollt. Ich arbeite auch zuweilen ein Stückchen in den Musenalmanach, aber selten, denn Bürger und Voß bezahlen schlecht.«

Mein Vater staunte nicht wenig, als er hörte, daß er sich unter dem Dache eines Poeten befinde. Er hatte immer einen sehr hohen Begriff von der Dichtkunst gehabt, ein Dichter, meinte er, müsse schon in seinem Auge ein Ehrfurcht einflößendes Feuer tragen, und nun saß er dem kleinen bucklichten Schneider gegenüber, betrachtete ihn vom Kopfe bis zu den Füßen, und konnte nicht das Geringste an ihm finden, was mit dem Bilde in seiner Seele harmonirt hätte. Er bat sich einige Pröbchen seiner Poesie aus, welche der Schneider sogleich mit einem gefälligen Lächeln aus einem Kästchen nahm, worin er Nähnadel und Zwirn verwahrte;

das sichere Vorbewußtsein eines unfehlbaren Beifalls glänzte in seinem Auge, er entfaltete das Blatt, that einen guten Zug aus dem Bierkruge und begann wie folget:

An dem
fröhlich erwünschten Tage
des
christlöblichen Eheverbündnisses
zwischen
Herrn
Herrn Kaspar Fromhold Küchenrauch,
berühmten Bürger und Bäckermeister einer wohlehrsamen Bäckerzunft,
und
der ehr- und tugend-belobten Jungfrau
Maria Euphrosina Eisenthrathin,
des
Herrn
Herrn Hans Christoph Eisenthrath's,
ehrsamen Leinewebers allhier,
einzige, eheleibliche Jungfer Tochter,
wollte
mit Scherzen, Kerzen und Herzen
durch nachstehende Zeilen
seine Freude und Ergebenheit an den Tag legen,
der da ist ein schlauer Fuchs,
genannt Sebastian Jakob Luchs.

Als Gott die Welt aus Nichts gemacht,
in ihrer bunten Frühlingstracht,
da schuf er auch die schönen Triebe
der treuen Zärtlichkeit und Liebe.

Dem Adam in dem Paradies
er bald die Jungfer Eva wies, —

Hier entschlummerte mein Vater sanft und süß. Darob entrüstete sich Meister Luchs nicht wenig, er räusperte sich, umsonst! er stampfte mit dem Fuße! endlich setzte er den Ellenbogen sehr unsanft in seines Gastes Rippen, und als dieser auftaumelte, sprach er mit blitzendem Auge: »Glaubt Ihr denn, daß Apoll Euch im Schlaf krönen werde? wenn Ihr nach guten Mustern Euch bilden wollt, so thut die Ohren auf.«

»Die hatt' ich auch offen,« sagte mein Vater, »aber lieber Meister, wenn man fünf Meilen gelaufen ist, so wollen die Augen mit Gewalt zu.«

Der Schneider. Und wenn Ihr zehn Meilen gelaufen wäret, so ein Carmina muß Euch munter erhalten.

Da half kein Protestiren, Polycarpus mußte die Augen aufsperren, rächte sich aber dadurch, daß er die Ohren zuthat, und seine Seele nach Neapel unter das rothe Ziegeldach sandte. Der kleine bucklichte Schneider las indessen mit einer feinen, lieblichen Stimme, gleich dem Kratzen eines Bogens hinter dem Steg der Geige; das Carmen war in drei Hauptepochen getheilt, die erste hub an, wie wir gesehen haben, vom Stammvater aller Menschen, und ging bis auf die Hochzeit zu Kanaan, die zweite von der Hochzeit zu Kanaan bis auf die Vermählung der Semiramis, und die dritte von der Vermählung der Semiramis bis auf den frohen Tag der Hymensfeier zwischen dem

Herrn Küchenrauch und der Jungfer Eisenthrathin. Hier ergoß Poet Luchs sich in die zierlichsten Allegorien, wie die Natur für den Bäcker Küchenrauch aus ihrem feinsten Mehl eine Pastete zubereitet, und für die Jungfer Eisenthrathin, deren Vater ein Leineweber war, die dauerhaftesten Fäden gesponnen. Länger konnte der arme Polycarpus nicht aushalten; gleich einem starken, seitwärts gebogenen Aste, der sich plötzlich losreißt, und in seine natürliche Lage zurückschnellt, zerriß auch er die Bande der Wohlanständigkeit, sein Kopf fiel nieder auf die Brust, als habe er das Genick gebrochen, der Schlaf holte seinen dichsten Schleier aus der Höhle der Siebenschläfer hervor, und verhüllte darein den vertriebenen Bergzehender. Meister Luchs sah wohl, daß die Natur stärker war, als seine Poesie, schnürte unwillig sein Manuskript zusammen, und legte sich schlafen.

Am andern Morgen, als meines Vaters Lebensgeister wieder munter geworden, dachte er dem Vorschlag seines Wirthes reiflicher nach, seine Eitelkeit bildete ihm ein, daß vielleicht verborgene Dichterkeime in ihm schlummerten, und daß das Schicksal seinen Merkur, den Zufall gesandt habe, um diese Keime zu wecken. Die Versicherung des Schneiders, daß kein eingebornes Genie in dieser Stadt seinen Unterhalt finde, wohl aber schon mancher fremde Abenteurer durch Reimgeklingel hier sein Glück gemacht, war ein neuer Windstoß in die Flamme seines Dichterfeuers. Er beschloß im ganzen Ernst, das Ding, wie

mein Großvater gesagt haben würde, zu versuchen, jedoch keinesweges auf eine so unwürdige Art, wie Meister Luchs, seine Talente zu verschwenden, sondern sogleich mit einem Heldengedicht hervorzutreten, bei dessen Erscheinung er nicht zweifelte, daß die Fama in drei Trompeten zugleich stoßen werde.

Der unumschränkte Fürst über die fünf Spannen Landes, auf welchen unser Held seit vierundzwanzig Stunden sein Wesen trieb, hieß Emerentius Theodor, von Gottes Gnaden Herzog zu A und B, gefürsteter Graf zu C und D, Graf und Herr zu E F G et caetera, et caetera, et caetera. Die Etcäteras sind die Gedankenstriche der großen Herren und bedeuten eigentlich nichts. Dieser Emerentius Theodor war ein guter, schwammiger Mensch, der Alles ohne Unterschied in sich saugte, und auf den Ruhm Anspruch machte, der größte Mäcen im heiligen römischen Reiche zu sein. Um seinen Thron, das heißt um seinen Armsessel, lagerten sich alle die, welche in der allgemeinen deutschen Bibliothek oder in der jenaischen Literaturzeitung waren gemißhandelt worden, sie säeten nicht, sie ernteten nicht, sie sammelten auch nicht in die Scheuer, und der Fürst ernährte sie doch.

Auf dieses Schlaraffenleben war meines Vaters Plan kalkulirt. Ein Heldengedicht, Sr. Durchlaucht, dem Beschützer der Musen, dem ältern Bruder des Apoll gewidmet, sollte auf einmal alle die Geschöpfchen zu Boden schlagen, die bisher nur mit Idyllen und Liedern an den Mond den

gähnenden Fürsten in den Schlaf gesungen hatten. Der kleine bucklichte Schneider billigte den Entwurf, weil mein Vater ihm auf diese Weise in seiner Nahrung keinen Eintrag that, ja er versprach sogar seinen Gast unentgeltlich so lange zu füttern, bis das Heldengedicht seine Existenz erhalten, unter der einzigen Bedingung eines mächtigen Antheils am Gewinn, den beide im Geiste schon aufgezählt und gelblächelnd vor sich liegen sahen.

Nun ging mein Vater rasch an's Werk und kaum waren zwei Monat verflossen, als eine Epopee, betitelt der Ocean, in dreiunddreißig Gesängen an's Licht trat. Doch verstehe ich unter diesem Lichte nicht das Licht der Welt, bis jetzt war es nur noch die Lampe des Schneiders, denn nun mußte das Gedicht vor allen Dingen erst mit kritischem Auge beleuchtet, und deshalb ein Sonntag anberaumt werden, an welchem Meister Luchs, als Kunstrichter, das Geistesprodukt meines Vaters prüfen sollte. So drückte Polycarpus sich aus, eigentlich war es ihm aber nur darum zu thun, sein Werk vorzulesen, denn er war fest überzeugt, daß nichts daran zu bessern sei.

Mit auf den Tisch gestemmten Armen saß der kleine bucklichte Schneider meinem Vater gegenüber, welcher folgendergestalt begann:

Der Ocean.

Erster Gesang.

„Tief aus der dämmernden Hülle der Nacht, gegossen in die fürchterliche Höhle des nimmersatten Anschauens,

irret mein wandernder Geist durch die Schatten der entflohenen Jahrtausende, sammelt im Schooß der Ewigkeit die Früchte der immer blühenden Palmen, nagt mit scharfem Zahn an den Wunden der Natur, und leckt mit stachlichter Zunge an den Meisterwerken der Schöpfung.» —

Hier fiel Meister Luchs in einen sanften Schlaf, mein Vater blickte verächtlich auf ihn, hielt es nicht der Mühe werth, diesen gefühllosen Klotz zu wecken, sondern las sich selbst die dreiunddreißig Gesänge nach einander vor, und rief alle Augenblicke: welche Begeisterung! welche göttliche Erhabenheit! welch ein Schwung der Ideen!

Darauf wurde der Ocean sauber abgeschrieben, in Goldpapier gebunden, und unser Held hatte bald darauf die Ehre, ihn Sr. Durchlaucht zu überreichen, wobei er einen nagelneuen Scharlachrock trug, welchen der kleine bucklichte Schneider ihm aus einem Stück gestohlnen Tuches verfertigt hatte.

Emerentius Theodor lächelte gnädig auf den vertriebenen Bergzehender herab, das Gedicht ward von ihm, und folglich auch von dem ganzen Hofe bis in den Himmel erhoben, denn kein Mensch verstand ein Wort davon, und bald erfuhr mein Vater, daß sein Ocean für ihn Goldkörner bei sich geführt habe, denn er ward wenig Tage nachher zum Aufseher über den fürstlichen Park ernannt, ein Aemtchen, das seinen Mann nährte, und von welchem er mit Recht hoffte, daß kein Kobold ihm daraus vertreiben werde.

Achtes Kapitel.

Der Wolf.

„O du liebenswürdige Jungfer Morgenthau!“ rief mein Vater einſt beim Aufgang der Sonne, »dein von Fette triefendes Auge hat mehr vermocht, als Minchen's ſeelenvoller Blick. Du haſt mich mit Hilfe eines Kobolds zum Dichter umgeſchaffen, dir verdanke ich die Ernennung zum Aufſeher über den fürſtlichen Park, dir ſeien auch die Erſtlinge meiner Muſe geweiht.“ Er ſprach's, ſattelte ſeinen Dichterklepper, den er mit dem Namen Pegaſus beehrte, und ſchrieb eine lange Satyre in Jamben, eine getreue Schilderung der Jungfer Morgenthau.

Das Gedicht wurde bald bei Hofe bekannt, man ſetzte es den Satyren des Boileau an die Seite, da man aber in dieſer Reſidenz die Jungfer Morgenthau nie geſehen hatte, und doch durchaus ein dem Gemälde anpaſſendes Original haben wollte, ſo ſuchte man Aehnlichkeiten unter den Damen des Hofes auf. Unglücklicherweiſe traf es ſich, daß mein Vater das Bild der Jungfer Morgenthau in einem Kopfputz mit gelbem Bande aufgeſtellt hatte, und daß die gelbe Farbe die Lieblingsfarbe der Fürſtin war. Kaum hatte man dieſe wichtige Entdeckung gemacht, als ſogleich einer dem andern in die Ohren flüſterte: »die Satyre geht auf unſere Fürſtin, es paßt zwar nicht ein einziger Zug, aber das gelbe Band beweiſt es deutlich genug.“

Eine dienstfertige Zofe, deren Reize mein Vater einst verschmäht hatte, übernahm es, diese hämischen Vermuthungen der Fürstin selbst beizubringen, diese war in jedem Verstande des Worts ein Weib, leichtgläubig und rachsüchtig, das gelbe Band erregte ihre gelbe Galle, und sie schwur es ihrer beleidigten Eitelkeit, sich bei der ersten Gelegenheit an dem Dichter zu rächen.

Mein Vater erfuhr es zeitig genug, daß eine Wetterwolke am Horizont seines Glückes sich aufthürme, er ließ, um den Streich abzuwenden, das Gedicht drucken, und setzte statt der gelben Farbe die ziegelrothe. Sogleich deutete der ganze Hof die Satyre auf die Oberstallmeisterin, welche nichts als ziegelroth trug, und vor Zorn und Aerger berſten wollte, als sie die Abänderung der Farben erfuhr. Der arme Polycarpus erschrack nicht wenig über dies neue Mißverständniß, er veranstaltete eine zweite Auflage seines Gedichts, und setzte statt ziegelroth, grasgrün. Doch nun ward sein Unglück erst vollkommen. Die Maitresse des Fürsten hatte sich schon längst zur Beschützerin der grasgrünen Farbe aufgeworfen, und da sie vielleicht außerdem noch mehr Ursache als die beiden andern Damen haben mochte, sich mit der Jungfer Morgenthau zu vergleichen, so legte sie einen feierlichen Eid in die Hände ihrer Zofe, dies Bubenstück nicht ungerochen zu lassen.

Auf diese Weise hatte sich mein armer Vater in Monatsfrist drei mächtige Feinde gemacht, die vereint auf seinen Untergang lauerten. Er hielt es für vergeblich, in einer

dritten Auflage seiner Satyre, das Grasgrün wieder mit einer andern Farbe zu verwechseln, denn da der Hof einmal durchaus ein Original zu dem Gemälde haben wollte, und es keine Farbe auf der Welt gab, welche in dieser fürstlichen Residenz nicht von irgend einer jungen oder alten, schönen oder häßlichen Dirne getragen worden wäre, so sah er wohl ein, daß er die Zahl seiner Feinde nur vermehren würde. Voller Unmuth ergab er sich daher in sein Schicksal, hängte die Leier Apoll's an die Wand, und nahm sich vor, blos seinen Pflichten zu leben, und wo möglich durch Untadelhaftigkeit dem Streiche auszuweichen, welcher ihm drohte.

Der ihm anvertraute Park hatte ungefähr eine Stunde im Umfang, und begriff in sich die Hälfte der Staaten des Fürsten Emerentius Theodor. Man hatte verschiedene Kornfelder dazu genommen, mit Buschwerk bepflanzt, und ließ nunmehr das Korn weit bequemer aus dem benachbarten Lande einführen. Allerlei fremde und seltene Thiere, als indianische Hühner, Fasanen, türkische Enten, Dammhirsche, spanische Schafe und dergleichen, gingen frank und frei in diesem Parke herum. Um ihnen jedoch das Weglaufen zu verwehren, hatte man das Ganze mit einer ziemlich hohen Mauer umgeben, welche dem Fürsten nichts kostete, denn er borgte das Geld von der Landschaft, die ihm bald darauf, als sie bei seinem zweiten Prinzen zu Gevatter gebeten wurde, den Schuldbrief zum Pathengeschenk überreichte.

Diese Mauer war für die kleinen Staaten des Für-

ſten Emerentius ein größeres Wunder, als die große chineſiſche Mauer gegen die Einfälle der Tartaren, ſie wurde daher auch jedem Fremden als eine Merkwürdigkeit gezeigt, und mußte beſtändig in baulichem Stande erhalten werden. Eines Tages bemerkte mein Vater, daß hinter einem dicken Gebüſch, welches an eine niedliche Einſiedelei grenzte, eine gewaltige Breſche in die Mauer gemacht worden. Er erſchrack über dieſe Verwegenheit, die er nicht dem Ungefähr zuſchreiben konnte, ſondern die ihren Urſprung ganz deutlich Menſchenhänden verdankte, und wollte ſogleich nach Maurer und Steinmetz ſenden, die Lücke wieder zu ergänzen. Aber plötzlich ward ihm ein Billet ohne Unterſchrift in die Hand geſteckt, folgendes Inhalts:

»Wenn der Herr von Bollenbach ſeine Sottiſen wieder gut machen will, ſo läßt er das Loch in der Mauer ſo wie es iſt.«

Die Sache war für meinen Vater ein Räthſel, indeß beſchloß er die Mauer noch ein paar Tage unausgebeſſert zu laſſen, und ſorgfältig zu lauern, was es eigentlich damit für eine Bewandtniß habe. Nicht lange, ſo erblickte er des Abends im Mondſchein eine verkappte Dame, welche in die Einſiedelei ſchlich. Er verkroch ſich in's Gebüſch ganz nahe an der Mauerlücke, und hatte das Vergnügen, einen Dragoneroffizier durchſchlüpfen zu ſehen, welcher als ein naher Vetter von der Maitreſſe des Fürſten vor Kurzem unter dem fürſtlichem Heere eine Fähnrichsſtelle erhalten hatte. Sapienti sat! dachte mein Vater, die Mauer-

lücke geht mich nichts weiter an, wer ſie gemacht hat, mag ſie wieder ausbeſſern, meine Gefälligkeit wird die grasgrüne Farbe in Vergeſſenheit bringen, und in Kurzem wird es mir vergönnt ſein, die Leier des Apoll wieder von der Wand zu holen.

Er ging und legte ſich ruhig ſchlafen, indeß ein feindlicher Dämon von ſeinem unglücklichen Geſtirn mit tückiſcher Schadenfreude herabſah. Ein unverſchämter Wolf, der nicht wußte, daß die Mauerlücke blos zum Behuf des Dragoneroffiziers offen war, bediente ſich dieſes Durchganges, um einen nächtlichen Spazirgang im Park zu machen. Er begegnete unvermuthet zweien ſpaniſchen Schafen, und weil er noch in ſeinem Leben kein ſpaniſches Schaffleiſch genoſſen hatte, ſo nahm er ſich die Freiheit, aus ihnen ein Frühſtück zu machen, und nichts als einige Knochen übrig zu laſſen.

Welch ein Donnerſchlag für meinen Vater, als er am andern Morgen die traurigen Ueberreſte fand. Er nahm ſich ſogleich vor, die ganze Sache zu vertuſchen, und in der Geſchwindigkeit ein Paar andere Schafe aus Spanien kommen zu laſſen. Doch konnte ſein gepreßtes Herz nicht umhin, ſich wenigſtens dem kleinen bucklichten Schneider anzuvertrauen, dieſer lachte, daß er berſten wollte, verſprach zu ſchweigen, und entdeckte das Geheimniß unter dem Siegel der Verſchwiegenheit nur dreien ſeiner Kunden. Ehe ein Tag verging, kam es bis zum Ohre des Fürſten, die gelbe Fürſtin, die ziegelrothe Oberſtall-

meiſterin und die grasgrüne Maitreſſe ſchürten, hetzten, goßen Oel in's Feuer, und mein Vater befand ſich plötzlich, ohne zu wiſſen wie, in einem kühlen Gefängniß, mit eiſernem Geſchmeide an Händen und Füßen.

Neuntes Kapitel.

Das Blei.

Die Wohnung, welche meinem Vater angewieſen worden, war, wie geſagt, kühl, aber ſonſt eben nicht zum bequemſten. Es befand ſich darin ein Bund Stroh, welches ſeit vierzig Jahren dem jedesmaligen Bewohner zum Nachtlager gedient hatte, ein hölzerner Tiſch, von welchem drei Beine abgefault waren, und das Gerippe eines Strohſtuhles. Die vier nackten Wände waren nicht durch die Kunſt verunſtaltet, ſondern prangten in ihrer natürlichen wilden Schönheit. Ein Fenſterchen von vier kleinen Scheiben in Blei gefaßt, zählte dem armen Polycarpus die Strahlen der Sonne ſehr ſparſam zu, und er verzehrte ſein ſchimmlichtes Brot immer in einer angenehmen Dämmerung.

Die fürchterlichſte Pein, welche in dieſer unfreiwilligen Einſamkeit ihn marterte, war die Langeweile. Umſonſt bat er, ihm wenigſtens ſeine Bücher und Schriften verabfolgen zu laſſen, jedes Ohr war taub. Kein Stückchen Papier, kein Tröpfchen Tinte, kein armſeliger Gänſekiel

wurde dem Verbrecher, der des Hochverrathes schuldig war, vergönnt, um seine Leiden mit Schubart in's Herz seiner Zeitgenossen singen zu können. Umsonst dachte er auf Mittel zur Flucht. Nicht so beharrlich, nicht so erfinderisch, wie der felsenfeste Trenk, blickte sein eingeschränkterer Geist die dicken Mauern muthlos an, und seufzte ungehört nach dem, der alle Fesseln löst, nach dem Jüngling mit der umgekehrten Fackel. O wie neidete er oft die Schwalbe, die vor seinem kleinen Fenster ihr Nest angebaut hatte! O wie glücklich schien ihm der Sperling, den er unterm Dache zwitschern hörte. Mäuse und Spinnen waren seine einzigen Gesellschafter, ihn weckte nichts aus dem melancholischen Hinbrüten, als zweimal des Tages der klirrende Schlüssel des Kerkermeisters.

»Ich Elender!« rief er in Thränen schwimmend, »warum spie der Vesuv mich aus! warum ward ich nicht mit den Räubern zum Richtplatz geführt! warum starb ich nicht statt des unschuldigen Straußes, den ich mit Schlüsseln fütterte! warum erschlug mich nicht ein wohlthätiger Wetterstrahl, als ich in der Jägerhütte vor der Fuhrmannspeitsche Schutz suchte! warum drehte der Kobold mir nicht den Hals um! o hätte der Wolf die spanischen Schafe verschont und statt ihrer mich Unglücklichen zerrissen. Da sitze ich nun, und büße das Verbrechen der Mauerlücke, ohne die geheimen Freuden der Einsiedelei genossen zu haben, verfluche die ganze Welt, München ausgenommen, und Niemand hört meinen Fluch als Mäuse und Spinnen.

So verwinſelte mein armer Vater vier Monate ſeines Lebens, die Mauerlücke war unterdeſſen ausgebeſſert, die ſpaniſchen Schafe durch ein Paar andere erſetzt, und der Dichter des Oceans rein vergeſſen. Zwar wagte es der kleine bucklichte Schneider einigemal dem Fürſten Knüttelverſe zu überreichen, in welchen er ſo wie die Karſchin für Schubart bat, aber der gute ſchwammichte Fürſt pflegte ſie jedesmal ſeinem Kammerdiener anzuvertrauen, der die fürſtlichen Haare damit in Papilloten ſchlug.

Doch ſchon nahte die Stunde ſeiner Erlöſung. Der Geburtstag Seiner Durchlaucht ſollte feierlich begangen werden. Die Fürſtin prangte in ſchwefelgelber Tracht, die Maitreſſe zog ihr beſtes, grasgrünes Kleid an, die Oberſtallmeiſterin ſchimmerte ziegelroth, wie der ferne Brand eines Kornmagazins bei nächtlicher Weile am Himmel leuchtet. Der kleine bucklichte Schneider beſang dieſen Tag mit Scherzen, Kerzen und Herzen, die ſämmtlichen Dichter des Hofes hatten Ströme von Tinte vergoſſen, und Miriaden von Federn zerkäut, die ausgemergelten Unterthanen ſuchten die letzte Kraft hervor, um ihrem Fürſten ein heiſeres Vivat zu kreiſchen. Mein Vater erfuhr durch den Mund des Kerkermeiſters ſchon den Abend zuvor die Annäherung dieſes feierlichen Tages. Huſch! fuhr der Gedanke durch ſeine Seele, dies Feſt auch durch ein Gedicht zu verherrlichen, und vielleicht in einem frohen Augenblick, wo man ſo ungern Jammer und Elend um ſich ſieht, ſeine koſtbare Freiheit wieder zu erlangen. Das dichteriſche

Feuer glimmte hervor, aber wie sollte er dieſem poetiſchen Drange Luft machen? Wenn er auch nicht, wie es ſich doch gebührt hätte, die Ausflüſſe ſeiner Muſe auf holländiſchem Poſtpapier trug, und in Goldpapier gebunden, zu den Füßen des Thrones legte, ſo gehört doch zum Schreiben nun einmal Feder, Papier und Tinte, oder eine Wachstafel, oder ein Palmblatt und ein Griffel, und hätte er auch wollen, wie die ehemaligen Einwohner von Peru, ſeine Gedanken in Quipos ausdrücken, dieſe Sprache verſtand am Hofe Niemand. Doch die Noth iſt erfinderiſch. Der mitleidige Kerkermeiſter hatte ihm vor einigen Tagen die aſiatiſche Baniſe geliehen, aus welcher er das erſte weiße Blatt riß, und ſich ſo im Beſitz eines Stückchens Papier ſah. Nun fehlte es nur noch an einem Schreibwerkzeuge, da warf er ſeine Augen auf das kleine Fenſterchen, aus vier Scheiben beſtehend, welche in Blei gefaßt waren. Trotz des ſtürmiſchen kalten Wetters, welches den Regen in ſeine einſame Zelle ſchlug, zerbrach er die Scheiben, löſte das Blei ab, und ſchrieb damit ſo gut es gehen wollte, auf das ziemlich beſchmutzte Blatt.

Das Gedicht enthielt eine Allegorie, und wurde meines Vaters Meiſterſtück. Es traten darin auf die drei Grazien, welche zum Feſte Apoll's wallfahrteten. Die eine war gekleidet in ein ſchwefelgelbes Gewand, die andere in ein grasgrünes, die dritte in ein ziegelrothes. Apoll empfing ſie und ihre Glückwünſche ſitzend zwiſchen dem Bacchus und der Hebe, und erlaubte ihnen auf ihr Bitten,

einen armen Dichter in Freiheit zu ſetzen, der am Fuße des Helikons in einer fürchterlichen Höhle angeſchmiedet war.

Der gutherzige Kerkermeiſter übernahm es am Morgen des feſtlichen Tages, das Blatt der Fürſtin zu überreichen, dieſe theilte es der Maitreſſe und der Oberſtallmeiſterin mit, alle drei zogen die Mäuler zuſammen, warfen einen Blick in den Spiegel, bewunderten das Grazienhafte ihrer Mienen, vergaßen ihren Groll auf den armen Polycarpus, und eilten zum ſchwammichten Fürſten, um ſeine Loslaſſung zu bewirken. Der ſchwammichte Fürſt hatte eben eine Flaſche Champagner in ſich geſogen, ſeine kleinen Augen blitzten freundlich nach der grasgrünen Maitreſſe, und er ſprach fiat!

Noch am ſelbigen Abend wandelte mein Vater wieder in Gottes freier Luft herum, doch wurde ihm zugleich angedeutet, binnen drei Tagen ein Land zu räumen, das er allenfalls in einer Viertelſtunde hätte räumen können. Er küßte am andern Morgen den drei Grazien die Hand, dem Apoll den Rockzipfel, drückte den kleinen bucklichten Schneider an ſein Herz, und verließ die Reſidenz des ſchwammichten Fürſten eben ſo arm als er ſie betreten hatte.

Zehntes Kapitel.

Feigherzigkeit.

„Holdſelige Jungfer Morgenthau!“ ſeufzte der unglückliche Wanderer, „wie lange wird dein Freund und Stiefbruder, der Kobold, mich Armſeligen verfolgen! — München! München! ſchon zweimal war ich im Geiſt ſo nahe dem Hafen meiner Wünſche, oder mit andern Worten dem Golfo di Napoli, da jagt mich der Aberglaube aus dem Harzgebirge, und die Liebe aus dem Park des ſchwammichten Fürſten. Schickſal, Zufall oder Dämon, wer von euch leitet meine Schritte? weſſen Macht ſoll ich anbeten?“ —

Die Macht der Nothwendigkeit, flüſterte eine geheime Stimme ihm zu. Nimm deine Vernunft gefangen unter den Glauben, kehre um mit reuigem Herzen zu der Burg des Herrn von Süſſenhain, bekenne vor ihm und der guten Jungfer Morgenthau, daß du dich gröblich vergangen, ehre das Daſein des zwickenden und kneifenden Kobolds; ſo werden ihre Herzen ſich wieder zu dir neigen, du wirſt wieder als Bergzehender im Schatten majeſtätiſcher Eichen herumwandeln, wirſt das fröhliche Glück auf! deiner alten Kameraden hören, deren jeder mit traulichem Handſchlag dir entgegen eilen wird, weil, wie du wohl weißt, im Himmel mehr Freude iſt über einen Sünder, als über hundert Gerechte.

So ſophiſtiſirte der Mangel ihm vor, als er eben über eine dürre Haide ſchlich, und dann und wann zur Labung einige Wachholderbeeren pflückte, die er den froh umherſchwirrenden Lerchen abſtahl. Da aber ſein Magen kein Lerchenmagen war, ſo erhub plötzlich der Hunger ſeine Stimme mit ſo hinreißender Beredſamkeit, daß mein Vater ſich kurz und gut entſchloß, den philoſophiſchen Starrſinn aufzugeben, im Nothfall die Exiſtenz von zehntauſend Kobolden feierlichſt anzuerkennen, und auf dieſe Weiſe zu verſuchen, ob er Gnade finden könne vor den Augen des Berghauptmanns von Süſſenhain.

Mit dieſem Vorſatz lenkte er ſeine Schritte geradeswegs nach dem Harzgebirge, welches er, nach einem ſehr beſchwerlichen Marſch von zwölf Tagen, mit geſchwollenen Füßen und braungebranntem Antlitz erreichte. Das Herz klopfte ihm immer ſchneller, je mehr er ſich der Burg Süſſenhain näherte, und als er ſchon durch's Geſträuch die kleine Jägerhütte erblickte, in welche er einſt als Straußenmörder flüchtete, die vor Sturm und Ungewitter ihn ſchützte, und oft als Bergzehender ſeine Beſuche empfing, da rollten ein paar empfindſame Thränen über ſeine braunen Wangen, Minchen's Bild ſtand vor ſeiner Seele, denn eben hier war es, wo er es einſt ſo oft hervorgerufen hatte. Er verlor ſich ganz in ſchwärmeriſchen Bildern der Vergangenheit und der Zukunft, als plötzlich ein angſtvolles Geſchrei um Hilfe an ſeine Ohren ſchlug. Polycarpus, obgleich nur mit einem dicken Knotenſtock

bewaffnet, bedachte ſich keinen Augenblick, buſchein zu ſpringen, und durch Dick und Dünn ſich einen Weg nach der Gegend zu bahnen, wo das Geſchrei herkam, welches ſich nach und nach in ein Gewinſel verwandelte.

Wahrer Muth ſtützt ſich nicht auf Waffen, Muth iſt etwas ganz anders als Kraft, Bewußtſein überlegener Kraft iſt nicht Muth, ſo wenig als der verſchenkte Groſchen deſſen, der Millionen beſitzt, Wohlthätigkeit genannt zu werden verdient. — Mein Vater kam, ſah und bebte! der Herr von Süſſenhain unter den Händen zweier Mörder, dieſe Mörder die nämlichen beiden Waiſenknaben, welchen er auf Empfehlung der Jungfer Morgenthau bis jetzt zum Vater gedient hatte, und welche, wie der geneigte Leſer ſich noch erinnern wird, durch ihre Familienähnlichkeit mit dem armen Polycarpus den erſten Grund zu dem unauslöſchlichen Haſſe der frommen Jungfer gegen ihn, und zu ſeiner nachherigen Verbannung legten. Sie waren Jeder mit einer Flinte und einem Hirſchfänger bewaffnet, aber was iſt Flinte und Hirſchfänger, wenn ein böſes Gewiſſen jede Sehne erſchlafft, die den Hahn ſpannen oder den Säbel zücken will. Gedankt ſei es der weiſen Vorſicht! Feigherzigkeit iſt die Begleiterin jeder böſen That, wahren Muth gibt nur die Tugend. Wie ein Blitzſtrahl brach mein Vater durch's Gebüſch, ſein Knotenſtock tanzte auf den Köpfen ſeiner Stiefbrüder, und die feigen Buben flohen.

Innig bewegt kehrte er ſich zu dem Herrn von Süſ-

ſenhain, der in ſeinem Blute ſchwamm. Er hatte einen Hieb über den Kopf und eine tiefe Wunde in der linken Seite. »Biſt du es, mein Sohn Polycarpus,« rief er mit ſchwacher Stimme, »biſt du es, der ſeinem undankbaren Vater das Leben rettet! O wie oft habe ich meine Härte gegen dich bereut! wie viele Boten nach dir ausgeſandt, um dich zurück in meine Arme zu führen. Der Himmel hat meinen heißeſten Wunſch gewährt, dich noch einmal wieder zu ſehen, ehe ich ſterbe; o möchte er auch noch den erhören, vor meinem Ende deine Tugend belohnen zu können.«

Mein Vater ſah wohl ein, daß hier weder Ort noch Zeit ſei, das Vergangene zu rekapituliren, und da er den ſchwer verwundeten Berghauptmann kraftlos vor ſich liegen ſah, ſo nahm er ihn kurz und gut auf ſeine Schultern und trug ihn huckepack bis in die Burg, wo er unter dem Angſtgeheul der Jungfer Morgenthau in ſein Bett gebracht wurde. Den Jäger Matz ſandte Polycarpus auf dem beſten Klepper in's nächſte Städtchen, um einen Arzt zu holen, Jäger Anton und Jäger Hans erhielten Befehl, den Wald zu durchſtreifen, und die mörderiſchen Buben lebendig oder todt in die Burg zu liefern. Die fromme und keuſche Jungfrau wollte ſich ganz unvermerkt aus dem Staube machen, wurde aber, zu großem Wohlbehagen des ſämmtlichen Hausgeſindes, vor der Hand in den Keller geſperrt, wo ſie ſo lange ſchimpfte, weinte, fluchte, betete, ſprudelte, geiferte, bis ſie vor Mattigkeit weder Hand noch Fuß noch Zunge mehr rühren konnte.

Nach wenig Stunden führte der Jäger Hans triumphirend die beiden würdigen Söhne einer frommen Mutter, mit auf den Rücken gebundenen Händen, durch das Schloßthor auf den großen Hof, wo sie von der gesammten Dienerschaft angespien, und mit manchem derben Rippenstoß beehrt wurden. Sie gestanden weinend, daß die ehrsame Jungfer Morgenthau sie zu dieser That verleitet habe, daß ihr schon seit langer Zeit das zähe Leben des Herrn von Süssenhain zur Last gewesen, daß das Gut durch ihre sorgfältige Vermittlung gänzlich verschuldet sei, das darauf geborgte Geld aber unangetastet in einem großen eisernen Kasten begraben liege, daß sie nur den günstigen Ausschlag des mörderischen Unternehmens abwarten wollen, um sich alsdann mit ihren Schätzen in Sicherheit zu begeben, und den etwaigen Erben die leere Burg zu hinterlassen.

Auf dieses freiwillige Bekenntniß sandte man die saubern Spießgesellen in die Amts-Vogtei, wo ihnen ein eben so kühles Quartier angewiesen wurde, als weiland meinem Vater, da der Wolf die spanischen Schafe gefressen hatte. Die Jungfer Morgenthau ward aus dem Keller hervorgeholt und bekannte nichts; da aber der gefüllte eiserne Kasten die Aussage ihrer Pflegekinder bestätigte, so ward sie gleichergestalt der engern Gewahrsam des Büttels anvertraut, welcher ihr oft handgreiflich bewies, daß der Kobold in ihn gefahren sei.

Um nie wieder auf dieses würdige Kleeblatt zurückkom-

men zu müſſen, endige ich ihre Geſchichte lieber ſogleich. Der Herr von Süſſenhain verzieh ihnen auf dem Sterbebette. Auf ſeine Vorbitte ward die peinliche Unterſuchung nicht allzu ſtrenge betrieben, die Jungfer Morgenthau wurde eine Zierde des Zuchthauſes, wo ſie, unter dem Singen erbaulicher Lieder, mit vieler Geſchicklichkeit Hirſchhorn raſpelte; die beiden Zweige dieſes verwelkenden Stammes folgten dem Kalbfell unter einem preußiſchen Regimente, und wurden, nachdem ſie zweimal entlaufen und wieder ertappt worden waren, neben einander an Einen Galgen gehängt.

Eilftes Kapitel.

Die Hölle.

Während die Burg Süſſenhain auf dieſe Weiſe von allen Kobolden gereinigt wurde, langte der Arzt, mit Schweiß und Staub bedeckt, daſelbſt an. Er unterſuchte die Wunden des gnädigen Herrn, und fand ſie nicht tödtlich. Mein Vater wich nicht vom Krankenlager, wohnte jedem Verbande ſelbſt bei, durchwachte jede Nacht im Vorzimmer, ängſtlich lauſchend nach dem leiſeſten Athemzug des Schlummernden. Bald zupfte er ihm das Kopfkiſſen zurecht, bald wehrte er ihm die Fliegen ab, bald braute er für ihn ein Glas Limonade. Der Herr von Süſſenhain bemerkte Alles im Stillen, und dieſe

Krankheit bewirkte in seiner Seele eine mächtige Veränderung. Er dachte zum ersten Male ernsthaft an Tod und Ewigkeit, sein im Grunde unverdorbenes Herz, aus dem nur der Strom der Welt bis jetzt jede feinere Empfindung weggeschwemmt hatte, fühlte auf einmal eine Leere, die jeder Menschenspäher sich so wie ich erklären wird. Seine ganze Lage veränderte sich plötzlich, ihn umgab nicht mehr die Jungfer Morgenthau noch ihre Buben, er mußte sich des Gedankens entwöhnen, diese Personen zu seiner Familie zu rechnen, sich als von ihnen geliebt und geehrt zu betrachten, er mußte Tage lang auf einer Seite gegen die Wand gekehrt liegen, mußte seiner Lieblings- und einzigen Beschäftigung der Jagd entsagen, durfte nicht einmal viel reden, um der Heilung seiner Wunden nicht zu schaden; — was blieb ihm übrig? und was bleibt jedem wissenschaftlosen Kopfe übrig, um die leeren Stunden zu füllen? Die Seele will beschäftigt sein, findet sie keine Materialien vor sich, so schafft sie sich selbst welche, wiegt sich in Träume, wird Schwärmerin und hält ihre Schwärmerei für höhern Ruf zur Religion. Daher und nicht immer aus Furcht des Todes entstehen oft die frommen Bekehrungen auf dem Krankenlager.

Der Herr von Süssenhain fing sehr bald an zu glauben, daß ein höheres Wesen aus väterlicher Fürsorge den unglücklichen Zufall vorher bestimmt, welcher ihn betroffen, um durch Leiden ihn aus dem Sündenschlamme

auf die Bahn der Frömmigkeit zu führen. Er verlangte nach einem Prediger. Und siehe! es erschien ein dickes, polypenartiges Wesen, Magister Schlendrian genannt. Auf seinem Gesichte wohnte die höchste Unbefangenheit, er sah immer einerlei aus, er mochte ein junges Brautpaar kopuliren, oder einem hilflosen Kranken das Sakrament reichen. Seine Berufsgeschäfte waren ihm durch langes Arbeiten im Weinberge des Herrn mechanisch geworden; er glaubte Alles, was man wollte, Ewigkeit der Höllenstrafen, Gespenster, Kobolde, Alles, Alles! nur die Mehrheit der Welten nicht, denn er hielt steif und fest an der Schöpfungsgeschichte des Moses, wo Sonne, Mond und Sterne ein wenig cavalierement behandelt werden. Unter seinen Beichtkindern genoß er der tiefsten Ehrfurcht, denn er warnte sie oft vor den falschen Propheten, die umherschleichen, wie der Wolf, der im Park des schwammichten Fürsten die spanischen Schafe zerriß. Das Sündenleben des Herrn von Süssenhain war ihm schon längst ein Aergerniß gewesen, oft, wenn er des Morgens um drei Uhr noch im süßesten Schlummer schnarchte, weckten ihn die Jagdhörner und das Gebell der Hunde, die unter den Fenstern seiner Pfarrwohnung vorüberzogen. Der Hoch- und Wohlselige Vater des gnädigen Herrn pflegte denn doch dergleichen tumultuarische Störungen oft durch ein paar Hasen, nicht selten durch einen Rehbock, und zuweilen gar durch eine wilde Sau wieder gut zu machen; aber

der jetzige hochadelige Kirchenpatron kam nicht allein selten in die Kirche und nie in den Beichtstuhl, sondern fraß auch Alles selbst. Zu allem diesen kam noch eine besondere geheime Ursache, welche den priesterlichen Groll immer unter der Asche nährte. Der Herr Magister Schlendrian war nämlich vor vielen Jahren gesonnen, die Jungfer Morgenthau zu seiner christlichen und gottseligen Haushälterin zu machen, sie war damals noch in ihrer Blüte, ihre holdselige Gestalt gereichte zum Lobe des Schöpfers, und die Präliminärartikel waren bereits von beiden Theilen unterzeichnet, als die Dazwischenkunft des Gutsherrn sie auf einmal zum Weltkinde machte, und das Züngelchen in der Wage dahin neigte, wo täglich Rehböcke und Hasen sammt der Ausbeute des Bergwerks zusammenflossen.

So etwas verzeiht ein Pfaff nie. Er ermangelte nicht, so oft das Sonntagsevangelium ihm nur den entferntesten Anlaß gab, auf diesen Unfug in der Gemeinde zu sticheln; da aber der Herr von Süssenhain wie gesagt nur selten seinen erbaulichen Reden als Zuhörer beiwohnte, so ergriff er die jetzige Gelegenheit mit Freuden, ihm seinen bisherigen ärgerlichen Lebenswandel in's Gewissen zu schieben.

»Nun, gnädiger Herr!« hub er an, nachdem er sich zu den Füßen des Krankenbettes auf einen Sessel hatte fallen lassen, »wie steht es denn mit ihrer armen Seele?«

Der Herr von Süssenhain. So mittelmäßig, lieber Herr Pastor, keines schweren Verbrechens bin ich

mir wohl nicht bewußt, Schwachheitsſünden haben wir Alle.

Magiſter Schlendrian. Ja ja, das iſt die Sprache des leidigen Verführers, des Satans. Da entſchuldigen wir uns mit unſerer Natur, mit unſerem Temperament, ſtatt daß wir unſer Fleiſch kreuzigen ſollten, ſammt den Lüſten und Begierden, aber mit ſolchen kahlen Entſchuldigungen werden wir dereinſt ſchlecht beſtehen.

Der Herr von Süſſenhain. Ich ſollte nicht denken, lieber Herr Paſtor. Ich ſtelle mir Gott als einen liebreichen Vater und nicht als einen Büttel vor, der immer bereit iſt, ſeinen züchtigenden Arm aufzuheben und zu ſtrafen, wo wir oft anders wollten, und vielleicht nicht anders konnten.

Magiſter Schlendrian. Da haben wir's! Gott behüte doch jede fromme Chriſtenſeele vor ſolchen freigeiſteriſchen Grundſätzen. Am Ende wird es gar noch herauskommen, daß Sie keine Hölle glauben.

Der Herr von Süſſenhain. Ich glaube, daß das Gute belohnt und das Böſe beſtraft werden wird, wie, wann und wo? das weiß ich nicht. Ewige Strafe ſcheint mir aber in keinem Verhältniß mit dem Laſter zu ſtehen.

Magiſter Schlendrian (andächtig die Augen verdrehend). Barmherziger Gott! ich bebe vor ſolchen Läſterungen. Und ich ſage Ihnen (hier erhub er ſeine Stimme) kraft meines Amtes als ein Diener am göttlichen Wort, daß aus der Hölle keine Erlöſung ſein wird, daß, wer

ſich hier einer geilen Brunſt überlaſſen, dort im feurigen Schwefelpfuhl ewig dafür büßen ſoll, daß man dort keine Jagdmuſik, ſondern nur Heulen und Zähnklappen hören wird. Wollen Sie Beweiſe? hier ſind ſie.

Er ſchlug eine große Bibel auf, citirte hundert Sprüche, ſchrie lauter als ein Major vor der Fronte, und trieb den Herrn von Süſſenhain endlich ſo in die Enge, daß dieſer kein anderes Mittel übrig ſah, als ihn zur Thür hinauswerfen zu laſſen. Auf dieſen Befehl hatte der Jäger Matz ſchon lange gewartet, und der Herr Magiſter Schlendrian befand ſich plötzlich, ohne recht zu wiſſen wie, auf der unterſten Stufe der Windeltreppe, von da er Verwünſchungen helfernd ſeinen Weg in die Pfarrwohnung fortſetzte. Gegen Abend ſandte ihm mein Vater durch den Verwalter zu Beſänftigung ſeines geiſtlichen Stolzes einen Rehbock und ein halbes Dutzend Haſen. Der Verwalter brachte die Antwort, daß, obgleich aus der Hölle keine Erlöſung ſei, man doch durch Gebet und gute Werke den Zorn Gottes von ſich abwenden könne. Mein Vater lächelte und der Verwalter lachte.

Aber ſo unbedeutend dieſer ganze Vorfall auch ſchien, ſo hatte er doch ſehr ernſthafte Folgen. Der Kranke hatte ſich geärgert, die Galle trat ihm in's Blut, ſeine Wunden verſchlimmerten ſich, das Fieber wurde immer ärger, und am dritten Tage lag er ohne Hoffnung der Geneſung. Er ſelbſt fühlte ſein herannahendes Ende, er berief meinen Vater an ſein Bett, ließ die Umſtehenden hinausgehen, und hielt folgende Rede an ihn:

»Polycarpus, ich will dir ein Geheimniß entdecken, das mich mehr martert, als die fürchterliche Vorstellung der Hölle des Magister Schlendrian. Du bist mein leiblicher Sohn. Der Mann deiner Mutter war ein ehrlicher alter Kauz, der in seinem Leben nur eine Haupt- und eine Staats-Action vollbracht hatte. Er besaß keine andere Tugend als die Ehrlichkeit, deßwegen wurde er allenthalben betrogen, und nirgends geachtet. Es reuet mich von Herzen (hier trat eine Thräne in sein Auge), daß ich das Eigenthum eines Andern angetastet. Zürne nicht auf mich, mein Sohn! ich war damals ein junger Wildfang, sah immer nur auf den gegenwärtigen Augenblick, und dachte nie daran, daß auch einst eine so ernsthafte Stunde, wie die jetzige, kommen würde. Vergib mir um meiner Reue willen, und laß mich sterbend wenigstens so viel wieder gut machen, als ich kann.

Mein Vater sank in seine Arme, beide weinten bitterlich. Der Berghauptmann sandte nach einem Notarius und Zeugen, in deren Gegenwart er meinen Vater feierlichst an Kindes statt annahm, und ihn zum Universalerben seines ganzen Vermögens erklärte. Noch in derselben Nacht verschied er sanft. Sein Körper wurde mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten zur Erde bestattet, bei welcher Gelegenheit der Herr Magister Schlendrian eine Rede hielt, in welcher er den Verstorbenen für fünf Harzgulden fünfundzwanzigmal Hochwohlselig nannte.

Zwölftes und letztes Kapitel.

Bestechung.

Mein Vater war also nun auf einmal Erb-, Lehen- und Gerichtsherr von und auf Süssenhain, Lindenbusch, Großenholz et caetera, et caetera. Er frug sich oft, ob er träume, und sein ganzes Leben hindurch geträumt habe? Der Küchenjunge, der Straußenwärter, der Bergzehender, der Parkaufseher gingen wie Bilderchen in der Zauberlaterne vor seiner Seele vorüber, er sah Alles wie im fernen Nebel, und nur Minchen's Bild stand mit schimmernden Farben rosig lächelnd vor seinen Augen.

»Was hindert mich noch,« rief er eines Morgens, »ganz glücklich zu sein? Vergebens ruft mich das schallende Horn zum lärmenden Vergnügen der Jagd, ich komme mit Wild beladen zurück und keine Hand, so weich als Pflaum, trocknet mir den Schweiß von der Stirn. Vergebens lächeln mir die gelben Saaten und die braune Wange des zufriedenen Schnitters, vergebens winkt mir der volle Becher, so lange meine Seele nicht jenen wollüstigen Rausch aus Minchen's schwarzen Augen trinken kann. Wohlan! es sei gewagt! ich will nicht länger allein zur Jägerhütte luftwandeln, ich will nicht länger allein die weiten Säle dieser Burg bewohnen, wo in den langen einsamen Gängen nur der hohle Schall meines eigenen Fußtritts mir an die Ohren schlägt.«

Er ſprach es und ergriff die Feder, um an den Herrn van Doelen zu ſchreiben, und ihn einzuladen, ſein rothes Ziegeldach gegen die Burg Süſſenhain zu vertauſchen. In demſelben Augenblick meldete ihm der Jäger Hans drei Fremde, zwei Männer und eine Jungfrau, welche den gnädigen Herrn zu ſprechen verlangten. Er befahl, ſie herein zu führen, und — wer malt ſein Erſtaunen, als er in die Thür treten ſah — den Herrn van Doelen und hinter ihm — das ſchwarzaugige Minchen, und hinter ihr — den alten treuen Schrimps.

Der Leſer wird mir nicht zumuthen, ein Bild zu entwerfen von dem Entzücken, den Freudenthränen, den Umarmungen, dem Stammeln der abgebrochenen Silben, die ſich wechſelsweiſe durchkreuzten. Hundert Fragen für eine, und ehe noch die Antwort darauf erfolgte, wieder eine neue Frage. Endlich erholte man ſich ſo weit, daß man im Stande war einander zu hören, man ſetzte ſich, das Frühſtück wurde gebracht, und mein Vater mußte ſeine Geſchichte zuerſt erzählen. Er that es, ſo zuſammenhängend, als Minchen's vis à vis ihm nur immer verſtatten wollte, und endigte mit der Frage: »nun, lieber Herr van Doelen, laſſen Sie mich erfahren, welchem Zufall ich das Glück verdanke, Sie ſo unvermuthet unter meinem Dache zu bewirthen?«

Hr. van Doelen. Gern, mein theurer Pflegeſohn. Sie ſollen Alles wiſſen, was ſich mit ihrem alten Freunde zugetragen, ſeit dem Tage, an dem Sie meine friedliche

Wohnung am Golfo die Napoli verließen, um Küchenjunge unter einer Räuberbande zu werden. Ich erspare Ihnen die Schilderung unserer Angst, unsers Schmerzes, unserer Thränen um Sie. (Mein Vater sah nach Minchen, Minchen's Auge bejahte.) Ich that allenthalben die eifrigste Nachfrage nach Ihnen, Zeitungen und Wochenblätter nannten dem ganzen neapolitanischen Gebiete Ihren Namen, und beschrieben Ihre Gestalt und Kleidung, leider alles umsonst! wenig Tage nachher langte der ehrliche alte Schrimps bei mir an, und forderte das mir anvertraute Pfand zurück. Ich konnte ihm nur mit Thränen antworten, in Thränen badete ich auch den Brief, in welchem ich Ihrer Frau Mutter Ihre Entfernung meldete. Dieser ehrliche Greis hatte nicht Lust ohne Sie zurückzukehren, auf mein Bitten blieb er bei mir, um sein Leben unter der warmen Zone Italiens zu beschließen.

Vier Jahre lang lebten wir in ununterbrochener Ruhe, und wir beiden alten Männer gewöhnten uns so aneinander, daß auch nur Stunden lange Trennung uns schon wehethat. Wir trieben Gärtnerei, wir machten physikalische Versuche, Sie wissen, daß ich von jeher ein Liebhaber davon war, daß ich sogar diese Liebhaberei auf Sie fortpflanzte. —

Mein Vater. Der Himmel gebe, daß es Ihnen besser bekommen sein möge als mir. (Das Bild des ermordeten Straußes stand lebhaft vor seiner Seele.)

Hr. van Doelen. O es mißglücken den Gelehrten Versuche genug, aber die Fuhrmannspeitsche ist nicht immer

hinterher. Dagegen konnten wir uns freuen wie die Kinder, wenn wir zum Beiſpiel einige Pflanzen elektriſirt hatten, und ſie ſchoſſen luſtiger und ſaftiger empor als ihre Nachbarn. Wenn wir denn Abends uns müde und matt gearbeitet hatten, und mein Minchen uns mit freundlichem Geſicht eine friſche Milch vorſetzte, das war ein herrlicher Schmaus. (Minchen blickte verſchämt nach meinem Vater, meines Vaters Auge bejahte, auf der Stirn des alten Schrimps ſaß die Rückerinnerung beſſerer Zeiten und Herr van Doelen fuhr fort:)

Ach! warum entgeht auch die einſame friedliche Hütte nicht den lüſternen Blicken des egoiſtiſchen Böſewichts, der die ganze Welt nur für ſich geſchaffen glaubt! Eines Morgens ſchlenderte ich mit meiner Familie und meinem Freunde Schrimps nach der Stadt, um das Blut des heiligen Januarius fließen zu ſehen, deſſen Feſt gerade einfiel. Dieſe Neubegier koſtet mir meine Ruhe, mein Vermögen, mein Weib, und nur meine Tochter habe ich gerettet. Schon Tages darauf bemerkte ich zu verſchiedenen Malen, daß fremde Männer um mein Haus ſchlichen, allein ich achtete es nicht. Kurze Zeit nachher fanden ſie Minchen am Brunnen, und eröffneten ihr Dinge, die ihr unſchuldiges Herz mit Abſcheu, und mich der Welt kundigen Mann mit Zittern erfüllten. Von dem Augenblick an lebten wir noch eingezogener als zuvor, und da einige Wochen ruhig verſtrichen, ſo erwachte die Hoffnung in meiner Seele, daß die ganze Begebenheit nur ein vorübergehender Schreck

gewesen, der blos dazu diene, mich meine glückliche ländliche Zufriedenheit doppelt fühlen zu lassen.

Nur zubald entriß das Schicksal mir diesen Wahn. Ich ward plötzlich vor Gericht geladen, und auf meine Frage warum? erhielt ich die Antwort: ich sei schwerer Verbrechen angeklagt worden. Mit einem so schuldenfreien Gewissen als das meinige erscheint man kühn vor jedem Richter. Der erste Punkt der Anklage war: ich sollte am Fest des heil. Januarius gelacht haben. Die Behauptung war grundfalsch, ich habe nie in meinem Leben über religiöse Ceremonien gelacht, sie mochten noch so wunderlich sein, denn ich weiß, welchen Werth der Pöbel darauf setzt. Ich verlangte durch Zeugen überwiesen zu werden, und — wie groß war mein Schrecken! man nannte mir einen der angesehendsten, reichsten Männer der Stadt, der sich erboten, die Wahrheit der Sache durch einen Eid zu bekräftigen. Man ging noch weiter, man machte mir es zum Verbrechen, daß ich vor achtzehn Jahren durch meine Bereitwilligkeit, Sie meinen lieben Pflegesohn zu taufen, Eingriffe in die kirchlichen Gesetze gethan. Ich durchschaute nur zu gut das ganze Gewebe der Bosheit, und zitterte vor meinem Schicksale. Man gab mir unter der Hand zu verstehen, daß es noch in meiner Macht sei, die ganze Sache zu vertuschen, wenn ich mich entschließen wolle, meinen Ankläger zu bestechen.

»Wie!« rief mein Vater erstaunt, »bestechen? Sagten Sie nicht, er sei Einer der angesehendsten und reichsten

Männer der Stadt gewesen? wie konnte er erwarten, von einem Manne, der nur sein dürftiges Auskommen hatte, bestochen zu werden."

Hr. van Doelen. Guter Jüngling! Sie nehmen das Wort Bestechung im gröbsten Sinne. Nicht immer besticht man mit Gelde; Schmeicheleien, Lobsprüche, kriechende Demuth bestechen oft kräftiger als vollwichtige Dukaten. Aber auch dies verlangte man nicht von mir, ich sollte mehr als mein Vermögen, mehr als mein Leben aufopfern — die Ehre meiner Tochter!

Mein Vater blickte erschrocken auf Minchen, welche mit glühenden Wangen die Augen niederschlug.

Hr. van Doelen. Das war die schändliche Art der Bestechung, die man von einem alten, mit Ehren grau gewordenen Vater erheischte. Nur darum ließ der vornehme Wollüstling seine Spione um meine einsame Wohnung schleichen, nur darum erdachte er die nichtswürdige Anklage, nur darum erbot er sich zum falschen Eide. Ich sah das Schreckliche meiner Lage nur zu gut ein, ich mußte jeden Augenblick befürchten, in Verhaft genommen zu werden, und ich wußte, daß alsdann meine arme Familie der Willkür des Ehrenschänders überlassen blieb, was blieb mir übrig, als meine Zuflucht zur List zu nehmen? Ich stellte mich willig zu allem, und bat nur um eine Frist von wenigen Tagen, um meine Tochter vorbereiten zu können. Sie ward mir gewährt, ich wandte sie dazu an, meine wenigen Habseligkeiten, Alles was ich retten konnte, unter

Begünſtigung der Nacht auf ein ſegelfertiges Fahrzeug zu bringen, und wenig Stunden vor Anbruch jenes fürchterlichen Morgens, der meiner Tochter ihre Unſchuld, und ihren Eltern das Leben koſten ſollte, verließ ich ſammt den Meinigen die friedliche Hütte unter dem rothen Ziegeldach auf immer, ſchiffte mich ein, und ſtach mit einem günſtigen Winde in See. Wir hatten eine beſchwerliche Reiſe, mein armes Weib hatte durch den Kummer ſchon ſo viel gelitten, daß ſie bald während der Fahrt gefährlich krank wurde, und am ſechſten Tage in meinen Armen verſchied. — Ich hatte neunzehn Jahre in einer glücklichen Ehe mit ihr gelebt — (Hier ſchwieg Herr van Doelen einige Augenblicke und ſuchte ſeine Thränen zu verbergen, Minchen ſchluchzte, der alte Schrimps ſah vor ſich nieder, mein Vater war ſehr bewegt.)

»Gott ſegne ſie!« rief er mit aufgehobenen Händen, »ſie war meine Mutter, ich werde ihre frommen Lehren nie vergeſſen!«

Hr. van Doelen. Dies Zeugniß iſt mir lieber, als ein Ehrendenkmahl in Marmor geätzt. Doch laſſen wir ruhen die Todten, und wenigſtens verharſchen die Wunden, die ein unerbittliches Schickſal uns ſchlug. — Nach einer Reiſe von ſieben Wochen, traten wir auf deutſchen Grund und Boden an's Land. Ich ging mit dem alten Schrimps zu Rathe, wir zählten unſere Baarſchaft, ſie beſtand noch beinahe aus zweihundert Dukaten. Wir beſchloſſen, uns nach Braunſchweig zu wenden, wo ehemals

ein alter, ſteinreicher Bruder meiner Mutter lebte. Da ich, mit meiner kleinen Hütte zufrieden, nie daran gedacht hatte, mich durch ſein Erbe zu bereichern, ſo geſtehe ich, daß ich ſo nachläſſig geweſen war, mich ſeit zehn Jahren mit keiner Silbe nach ihm zu erkundigen. Ich weiß alſo auch noch nicht, ob er lebt oder todt iſt? und wenn er lebt, wie er gegen einen armen, verſtoßenen, flüchtigen Verwandten verfahren wird. Ich bin auf der Reiſe dahin begriffen; ſchlägt mir meine Hoffnung fehl, ſo ſetze ich mich mit dem Reſt meiner Dukaten in eine kleine Landſtadt, und werde Schulmeiſter. — Daß der Gott, der unſchuldig Verfolgte ſchützt, meinen Plan begünſtigen wird, läßt mich ſchon der glückliche Zufall hoffen, durch den ich Sie, mein theurer Pflegeſohn, wieder gefunden. Als ich durch dieſe Gegend reiſte, erfuhr ich von ungefähr Ihren Vor- und Zunamen, meine Tochter und ich, wir ſchrien laut auf. — Hier wurde Minchen roth bis an die Ohrläppchen, in meines Vaters Auge blitzte Freude, Herr van Doelen fuhr fort.

Meinem Pflegeſohn ſo nahe zu ſein, ohne ihn noch vor meinem Ende zu umarmen, das konnte ich nicht über mein Herz bringen. Ich bin gekommen, Sie an meinen Buſen zu drücken, und mich Ihres Glückes zu freuen.

Mein Vater ſchloß ihn heftig in ſeine Arme: »wollen Sie das? o Sie können es, Sie ſollen es! von Ihnen hängt es ab, mich zum glücklichſten Sterblichen zu machen. Laſſen Sie den alten Onkel in Braunſchweig in ſeinem

Fette erſticken, wenn er nicht ſchon längſt vermodert iſt; geben Sie den Schulmeiſterplan auf — wenigſtens leſen Sie erſt dieſen Brief, den ich eben an Sie ſchrieb, als mir Ihre Ankunft gemeldet wurde.“

Er reichte ihm das beſchriebene Blatt, welches, wie meine Leſer wiſſen, eine Anwerbung um Minchen enthielt. Ich weiß nicht, welch ein zartes, geheimes Gefühl Minchen den Inhalt des Briefes zuflüſterte, ſie heftete ihr ſchwarzes Auge an den Boden, und ihre volle Bruſt arbeitete ſichtbar unter dem florenen Tuche.

Mein Vater, eingedenk der Definition, welche Herr van Doelen ihm eben von der Beſtechung gegeben hatte, wagte es, ſie mit Blicken zu beſtechen, deren zwar nur wenige trafen, weil ihr ſchwarzes Auge immer die Segel ſtrich, aber auch dieſe wenigen blieben nicht ohne Wirkung.

Nachdem der rechtſchaffene Prediger das Blatt durchlaufen, hob er ſeine Augen auf gegen Himmel, es ſchwamm eine Thräne darin, und ſein Geiſt ſchien mit Gott zu ſprechen. Darauf wandte er ſich zu ſeiner Tochter: »Wilhelmine!“ ſprach er in einem feierlichen gerührten Tone, »dieſer Jüngling war einſt dein Bruder, er verlangt heute dein Gemahl zu werden, du weißt wie ich denke, deine Wahl hängt von deinem Herzen ab — willſt du Bedenkzeit?“ —

Minchen weinte und reichte meinem Vater die Hand.

»Nun ſo ſegne euch Gott! deſſen Wege ich im Stillen bewundere!“

Eine feierliche Pauſe. Mein Vater drückte Minchen an ſein Herz, Herr van Doelen trat an's Fenſter und trocknete die Thränen, der alte treue Schrimps unterbrach zuerſt das Schweigen durch eine förmliche Gratulation.

Nun herrſchte lauter Jubel in der ganzen Burg Süſſenhain, die Anſtalten zur Vermählung wurden gemacht, mein Vater ſchrieb an den kleinen bucklichten Schneider und lud ihn zur Hochzeit ein, es währte nicht lange, ſo trabte Meiſter Luchs ſingend durch die Schloßpforte, lachte, daß ihm der dürre Bauch ſchwabbelte und verherrlichte das frohe Feſt durch Kerzen, Scherzen und Herzen. Die Bergleute brachten unter dem Schall der Zithern dem jungen Paar ein fröhliches Glück auf! Magiſter Schlendrian arbeitete für fünf Harzgulden ein vortreffliches Epithalamium aus.

Nachſchrift.

So kettet im menſchlichen Leben ſich eine Begebenheit an die andere, ſo hängt oft von der ſcheinbar unbedeutendſten Kleinigkeit unſer ganzes Schickſal ab. Wäre meine Großmutter nicht auf dem feuerſpeienden Berge entbunden worden, ſo hätte mein Vater nie das Glück genoſſen, von einem frommen Prieſter erzogen zu werden; hätte der Sieger der Perſer nicht den Käfer zu hitzig verfolgt, ſo würde er nie der Mörder eines Straußes ge-

worden ſein, und nie nöthig gehabt haben, in der Jägerhütte vor einem Gewitter Schutz zu ſuchen; hätte er in den Schachten des Bergwerks nicht den Kobold verſpottet, ſo hätte der Hunger ihn nie gezwungen, den Ocean zu beſingen; der Wolf mußte die ſpaniſchen Schafe freſſen, und ein Gedicht mit Fenſter-Blei geſchrieben meinen Vater aus dem Gefängniſſe retten, um ihm Gelegenheit zu geben, auf die Feigherzigkeit zweier Buben ſein Glück zu gründen; die Hölle ſetzte ihn in den Beſitz eines Rittergutes, die ſchändlichſte Beſtechung in den Beſitz meiner ſchwarzaugigen Mutter; und wäre das Alles nicht geſchehen, ſo wäre ich auch nicht geboren worden.

Kurze Geſchichte der Flibuſtier,

erzählt nach Raynal.

Vor etwas mehr als hundert Jahren, ehe noch die Engländer auf Jamaika und die Franzoſen auf St. Domingo ſich einniſtelten, wurden die Spanier von Seeräubern beider Nationen, nachmals ſo berühmt unter dem Namen der Flibuſtier, von der kleinen Schildkröteninſel verjagt. Dieſe Inſel liegt zwei Meilen von St. Domingo, ſie ward von den Räubern befeſtigt und zum furchtbarſten Schlupfwinkel der kühnſten Verwegenheit gewählt. Sie bildeten unter ſich kleine Parteien von fünfzig, von hundert und hundertfünfzig Mann; ihre ganze Schiffsmacht beſtand aus einer oft ſehr unanſehnlichen Barke, ohne einen Ruheplatz, ohne Schutz für der brennenden Sonnenhitze und den häufigen Regengüſſen, beide ſo gemein unter dieſem Himmelsſtrich, ja ſogar nicht ſelten in Gefahr, Hungers zu ſterben. Aber ein Schiff ließ ſich ſehen, und vergeſſen waren alle dieſe Mühſeligkeiten. Es ſei ſo groß es wolle, die Flibuſtier entern es, ohne zu berathſchlagen, und ein geentertes Schiff war faſt immer ein verlornes Schiff.

In großer Noth griffen dieſe Räuber alle Nationen an, die Spanier aber immer. Der unverſöhnliche Haß, den ſie dieſem Volke geſchworen, gründete ſich — ſonderbar genug! — auf die Grauſamkeiten, die es ehemals an den

Amerikanern verübt hatte; doch war dieſe ſeltſame Menſchenliebe nicht die einzige Triebfeder ihrer Handlungen; man hatte ihnen in der neuen Welt Jagd und Fiſcherei unterſagt, ſie glaubten, was ein Monarch nie glaubt, daß es auch Dinge gebe, die Gott für alle geſchaffen, und der Unwille über dies Verbot miſchte ſich in das Gefühl der Rache ihrer unterdrückten Brüder. Sie ſchifften ſich nie ein, ohne den Himmel um Sieg anzuflehen, und kehrten nie mit Raub beladen zurück, ohne ihm für den Sieg zu danken.

Die Schiffe, die aus Europa kamen, waren ſo ziemlich ſicher für ihnen, weil ſie wußten, ſie würden darauf nur Waren finden, deren Verkauf beſchwerlich und wenig vortheilhaft geweſen wäre. Aber waren dieſe Schiffe auf der Rückreiſe begriffen mit Gold, Silber und Diamanten der neuen Welt beladen, dann lauerte man ihnen auf, dann griff man einzelne Fahrzeuge an, und verfolgte ganze Flotten in der Ferne. Wehe dann dem Schiffe, das zurückblieb, oder durch einen Zufall von den übrigen getrennt wurde, es ward ohne Rettung ein Raub der Flibuſtier. Der Spanier, ſtarr vor Entſetzen bei dem Anblick eines ſo unverſöhnlichen Feindes, ließ den Säbel aus der Hand fallen und ergab ſich ohne Gegenwehr. War die gemachte Priſe reich, ſo ſchenkte man ihm das Leben; fand ſich aber der Sieger in ſeiner Hoffnung getäuſcht, ſo ward oft die ganze Equipage in's Meer geworfen.

Pierre Legrand, von Dieppe gebürtig, hat auf einer Barke nicht mehr als vier Kanonen und achtundzwanzig Mann, und wagt es, den Viceadmiral der Gallionen anzugreifen. In dem Augenblicke, da er dessen Schiff entert, läßt er seine eigene Barke in den Grund senken, um sich und den Seinigen den Weg zur Flucht abzuschneiden. Die Spanier stehen versteinert bei dieser Verwegenheit, keiner wagt es, sich ihm zu widersetzen. So stürzt er, mit der Pistole in der Hand, bis in die Kajüte des Admirals, der mit seinen Offizieren Karten spielte, er setzt ihm das Gewehr auf die Brust, und zwingt ihn, sich zu ergeben. An der nächsten Küste ward der Admiral mit den meisten seiner Leute ausgesetzt, als eine unnütze Last des Schiffes, das sie so schlecht zu hüten wußten, und man behielt nur so viel Matrosen zurück, als nöthig waren, es zu regieren.

Fünfundfünfzig Flibustier begaben sich in's südliche Meer, und trieben ihre Streifereien bis an die Küsten von Kalifornien. Um das nördliche Meer wieder zu gewinnen, machen sie zweitausend Meilen gegen den Wind in einem bloßen Nachen. Bei der magellanischen Meerenge fällt es ihnen bei, daß es ihnen Schande machen würde, aus einer so reichen See ohne Beute zurückzukommen; sogleich kehren sie wieder um und steuern auf die Straße nach Peru. Sie wittern aus, daß in dem Hafen von Yauka ein bewaffnetes Schiff liege mit vielen Millionen beladen, sie greifen es an, erobern es und reisen damit zurück.

Le Basque, Jonqué und Laurent de Graff kreuzen vor Carthagena mit drei kleinen, übel ausgerüsteten Schiffen; siehe da erscheinen aus dem Hafen zwei große Kriegsschiffe, um diese Räuber zu überwältigen und lebendig oder todt nach Carthagena zu schleppen. Der Kampf beginnt, die Spanier werden geschlagen und ihre Kriegsschiffe erobert. Die Sieger behielten die Schiffe, schickten aber die Mannschaft zurück mit einem Gruß an den Gouverneur: »daß sie solche Schurken nicht brauchen könnten.«

Zu Carthagena wurden einst ansehnliche Reichthümer unter holländischer Flagge eingeschifft, um sie den Räubereien der Flibustier zu entziehen. Michel und Brouage erfahren es, sie greifen die beiden mit diesen Schätzen beladenen Schiffe an, und nehmen ihnen Alles. Die holländischen Schiffskapitäns, empfindlich gekränkt, sich von Fahrzeugen überwunden zu sehen, die weder an Größe noch Stärke sich mit ihnen messen konnten, wagen es, einem dieser Verwegenen in's Gesicht zu sagen: »Ohne Beihilfe deines Kameraden hättest du nicht ungestraft mit uns anbinden sollen!«

»So laß uns von vorne wieder anfangen,« versetzt der stolze Flibustier, »mein Kamerad soll ein ruhiger Zuschauer bleiben. Deine Schätze habe ich dir genommen; schlage ich dich aber zum andern Male, so nehm' ich dir auch deine Schiffe.«

Die vorsichtigen Republikaner fanden es nicht rathsam,

die Ausforderung anzunehmen; sie entfernten sich schnell, aus Furcht, bei längerem Verzug sie nicht einmal ausschlagen zu können.

Zwei spanische Kriegsschiffe, jedes von sechzig Kanonen, verfolgen Laurent, der mit einem geringen Fahrzeug kreuzte, und ereilen ihn. Laurent, da er sieht, daß die Flucht unmöglich ist, versammelt seine Kameraden, und redet sie folgendergestalt an: »Ihr seid zu erfahren, um nicht einzusehen, welche Gefahr uns droht, und zu tapfer, um sie zu fürchten. Wir müssen hier Alles versuchen und Alles wagen, angreifen und vertheidigen, Tapferkeit, List, Verwegenheit, selbst Verzweiflung steh' uns bei! Weg, Furcht! nur die Schande, nur die Barbarei unserer Feinde müssen wir fürchten! um beiden zu entgehen, auf zur Schlacht!«

Er sprach's, ihm jauchzt die Menge, er ruft den Verwegensten seiner Brüder, und befiehlt ihm laut, beim ersten Signal, das er ihm geben wird, Feuer in's Pulver zu werfen. Dieser Befehl zeigte einem Jeden, daß Sieg oder Tod sein Los sein müsse. Mit majestätischer Kühnheit segelt nun das Schiff mitten zwischen seinen Feinden durch, und gibt zur Rechten und Linken volle Lagen. Und siehe, die Mannschaft der spanischen Schiffe wird durch dieses Kanonenfeuer so lichte, daß sie nicht ferner zu streiten wagt gegen eine Hand voll Unerschrockener, die selbst im Fliehen die Ehre des Sieges davon tragen. Der spanische Kommandant bezahlte mit seinem Kopfe die Schande, mit

der er durch ſeine Unwiſſenheit und Feigheit den Namen ſeiner Nation brandmarkte. In jedem Kampfe blieben die Flibuſtier ſich immer gleich.

Hatten ſie anſehnliche Beute gemacht, ſo begaben ſie ſich in der erſten Zeit nach der Schildkröteninſel, um ſie zu theilen; nachmals aber gingen die Franzoſen nach St. Domingo, und die Engländer nach Jamaika. Alle ſchwuren, nichts vom Raube entwendet zu haben. Wenn — was doch ſehr ſelten geſchah — Einer des Meineids überwieſen wurde, ſo ward er bei der erſten Gelegenheit als infam an einem wüſten Ufer ausgeſetzt. Vor allen andern wurden diejenigen belohnt, die im Streite verſtümmelt worden waren. Der Verluſt einer Hand, eines Armes, eines Fußes trug zweihundert Thaler ein; ein Auge, ein Finger nur die Hälfte. Zwei Monate lang erhielten die Verwundeten täglich drei Livres zu ihrer Heilung. War die Beute nicht groß genug, um dieſe ehrwürdige Verbindlichkeit zu erfüllen; ſo war das ganze Volk der Flibuſtier verbunden, wieder in See zu laufen und ſo lange zu kreuzen, bis genug da war, eine ſo heilige Schuld abzutragen.

Wenn auf dieſe Art Gerechtigkeit und Menſchlichkeit befriedigt waren, ſo theilte man das Uebrige. Der Befehlshaber bekam, ſo wie die andern, nicht mehr als Einen Theil; war man aber mit ſeinem Muth, ſeiner Tapferkeit und Verſchlagenheit beſonders zufrieden, ſo bekam er auch wohl drei oder vier Theile. Wer ein Fahrzeug mit Mund-

und Kriegsprovision ausrüstete, bekam den dritten Theil der Beute. Gunst hatte nie Einfluß in die Theilung, das Los entschied Alles. Diese Ehrlichkeit erstreckte sich sogar bis auf die Todten, der Kamerad des Gebliebenen bekam dessen Theil. Fand sich kein solcher, so ward es an die Familie geschickt; hinterließ er weder Kameraden noch Familie, so schenkte man das, was das Los ihm zugeworfen, an Arme und Kirchen, die für die Seele des Abgeschiedenen beten sollten.

Hierauf ging es an ein Schmausen. Wein, Weiber, Spiel und alle Ausschweifungen wurden so lange getrieben, bis nichts mehr übrig war; und stracks erblickte das Meer auf seinen Wellen halb nackte, halb verhungerte Menschen, die es vor Kurzem mit Millionen bereichert hatte. Umsonst verschwendete es seine Schätze von neuem an dies wilde Völkchen; sie hatten immer das nämliche Schicksal. Wenn man sie frug, wie es möglich sei, das so schnell wieder zu verthun, was man mit so mancher Gefahr, durch so manches Wagestück errungen, so pflegten sie ganz naiv zu antworten: »Eben weil wir täglichen Gefahren ausgesetzt sind, müßt ihr uns gar nicht nach eurem Maßstabe messen. Heute lebendig, morgen todt, warum sollen wir sammeln? Unser Kalender geht immer nur bis auf den Tag, den wir erleben; nicht bis auf den, den wir vielleicht erleben werden. Wir sind keine Geizhälse, weder mit unserm Gelde, noch mit unserm Leben; wir wollen beides genießen.«

Als die ſpaniſchen Kolonien, die immer auf beſſere Zeiten gehofft hatten, ihre Schiffe täglich dieſen Verwegenen zum Raube werden ſahen; fingen ſie bald an, die Schiffahrt überhaupt zu vernachläſſigen. Sie opferten Alles auf, was ihre wechſelſeitigen Verbindungen ihnen an Stärke, Bequemlichkeit und Reichthümern gewährten, und bildeten unter ſich kleine iſolirte Staaten. Sie fühlten freilich wohl die Unbehaglichkeiten, die aus dieſen angenommenen Grundſätzen entſtanden; aber die Furcht, in gierige, zum Morden und Plündern gewöhnte Hände zu fallen, war ſtärker als Ehre, Politik und Intereſſe. Damals entſtand unter ihnen jene Unthätigkeit, die noch bis auf den heutigen Tag herrſcht.

Natürlich gab dieſe Muthloſigkeit der Verwegenheit der Flibuſtier neue Kraft. Sie hatten ſich bis dahin in den ſpaniſchen Beſitzungen nur ſelten gezeigt, und höchſtens um einige Lebensmittel wegzukapern. Nun aber, da die Beute zur See ſich von Tage zu Tage verminderte; fingen ſie bald an, von den Küſten zu fordern, was das Meer ihnen verſagte. Die reichſten und bevölkerteſten Gegenden wurden geplündert und verwüſtet. Der Ackerbau und jede Kultur fielen eben ſo, wie die Schiffahrt, und bald wagten es die Spanier eben ſo wenig, ſich auf ihren Landſtraßen zu zeigen, als an ihren Küſten.

Unter den Flibuſtiern, die auf dieſer neuen Laufbahn ſich hervorthaten, war vorzüglich Montbars, ein Edelmann aus Languedoc. Ein Zufall ließ ihm in ſeiner Kind-

heit ein Buch in die Hände fallen, worin die höllischen Grausamkeiten, die die Spanier in der neuen Welt verübten, mit den schwärzesten Farben gemalt waren. Seine junge Seele ward heftig erschüttert, er knirschte und weinte, wenn er las, wie Geiz und Fanatismus die blühenden Felder mit Blut gedüngt hatten; er knirschte und weinte, und schwur dieser unmenschlichen Nation den bittersten, unversöhnlichsten Haß — er schwur ihn, und hielt seinen Schwur oft bis zur Raserei. Als er einst noch auf Schulen, in einem Schauspiel die Rolle eines Franzosen übernahm, der mit einem Spanier in Wortwechsel gerieth, warf er sich plötzlich über seinen Mitspieler her, und würde ihn erdrosselt haben, hätte man ihn nicht mit Gewalt zu sich selbst gebracht. — Seine feurige Einbildungskraft sah immer zahllose Völker, erwürgt durch Ungeheuer, deren Raubhöhle Spanien war; er durstete nach ihrem Blute, um das Blut dieser Unschuldigen zu versöhnen. Der sonst so ehrwürdige Enthusiasmus der Menschenliebe ward in ihm zur grausamern Wuth, als der Durst nach Gold oder der Fanatismus der Religion, denen man so viele Opfer geschlachtet hatte. Diese Opfer schienen im Innersten seiner Seele um Rache zu schreien. Kaum hörte er von den Brüdern der Küste (so nannte man damals die Flibustier), als von den unversöhnlichsten Feinden der Spanier reden, so stand auch sogleich der Entschluß fest in seiner Seele, sich an sie zu ketten. Er schiffte sich ein.

Unterwegs stieß ihm ein spanisches Schiff auf; es ward

angegriffen, und nach damaliger Sitte sogleich geentert. Montbars stürzte mit dem Säbel in der Faust auf den Feind, bahnte sich einen Weg durch dicke Haufen, wüthete zweimal von einem Ende des Schiffes bis zum andern, und stieß Alles nieder, was ihm die Spitze bot. Er siegte, das Schiff ward genommen, die Beute reich. Aber ihn lockte nicht Beute; mit blutiger Wollust betrachtete er zum ersten Mal, während seine Kameraden den Raub theilten, die aufgehäuften Leichen einer Nation, der er unersättlichen Blutdurst geschworen hatte.

Bald bot sich ihm eine neue Gelegenheit dar, diesen Durst zu befriedigen, aber nicht zu löschen. Sein Schiff trug ihn nach St. Domingo. Die französischen Einwohner der Insel brachten nur wenig Erfrischungen an Bord, und entschuldigten sich damit, daß die Spanier ihre Plantagen verheert. »Und das leidet ihr?« rief Montbars trotzig. »Wir leiden es nicht,« antworteten sie in eben dem Tone, »und der Feind kennt uns wohl; er hat die Zeit abgelauert, als wir auf der Jagd waren. Aber wir erwarten nur noch einige unserer Kameraden, die noch übler behandelt worden als wir, und dann sollt ihr eure Lust sehen.« — »Wollt ihr,« versetzte Montbars, »so werde ich an eurer Spitze fechten, nicht um euch zu kommandiren, sondern um mich zuerst in des Feindes Säbel zu stürzen.« Die Barbaren begafften ihn vom Kopf bis zum Fuß, das wilde Feuer seines Auges that ihnen wohl; sie nahmen sein Anerbieten an, und er hielt Wort. Als es zum Treffen

kam, erſtaunten ſelbſt die Kühnſten über ſeine Verwegenheit. Der Tollkühne that Wunder der Tapferkeit, und der entſchiedendſte Sieg krönte ſeinen Muth. Der Reſt ſeines Lebens blieb gleich dieſem erſten Verſuch. Er verfolgte zu Waſſer und zu Lande die Spanier ſo wüthend, daß er endlich den Beinamen: der Ausrottende davon trug.

Ein jeder Flibuſtier bemühte ſich in ſeine Fußtapfen zu treten, und bald ſahen ſich nun die Spanier gezwungen, ſich in ihre befeſtigten Plätze einzuſperren, aber auch da beſchloß man ſie anzugreifen. Dieſe neue Art des Krieges erforderte anſehnliche Macht, und die Bündniſſe zwiſchen mehreren Rotten wurden häufiger. Der erſte ſolche Bund, der Aufſehen erregte, ſah an ſeiner Spitze den Olonier, alſo genannt von Sables-d'Olone, ſeinem Vaterlande. Vom niedrigen Stande eines Miethlings*) hatte er ſich nach und nach bis zum Kommandeur von zwei Barken und zweiundzwanzig Mann emporgeſchwungen. Mit dieſen bemächtigte er ſich auf der Küſte von Cuba einer ſpaniſchen Fregatte. Als die Gefangenen niedergemetzelt wurden, warf ſich ein Sklave zu ſeinen Füßen, um vielleicht durch eine Treuloſigkeit ſein Leben zu erkaufen. »Ich war vom Gouverneur der Havana beſtimmt,« rief er, »alle Flibuſtier aufzuhängen, die in unſere Hände

*) Miethlinge, eine Art Menſchen, die ſich in Europa verkauften, um in den Kolonien drei Jahre als Sklaven zu dienen.

fallen würden, denn er glaubte bereits unſers Sieges gewiß zu ſein.“ Der Olonier ſchäumte, als er dies ſaubere Geſtändniß hörte, er lies ſich die gefangenen Spanier herbeiführen, und hieb einem nach dem andern den Kopf ab, wobei er jedesmal das Blut aufleckte, das von ſeinem Säbel herabträufelte. Hierauf ſegelte er nach Port-au-Prince, wo vier Schiffe lagen, die beſtimmt waren, Jagd auf ihn zu machen; er griff ſie an, nahm eins nach dem andern weg, warf ihre Mannſchaft in's Meer, und ließ nur einen Einzigen übrig, den er mit folgendem Brief an den Gouverneur der Havana ſandte:

„Du wollteſt mich fangen, ich habe dich gefangen. Zu feige, dich ſelbſt mit mir zu meſſen, ſchickſt du deine feilen Miethlinge gegen mich aus. Du wollteſt die Meinigen hängen laſſen, ich habe die Deinigen in die See geworfen. Ich will die Spanier morden, ſo lange bis ich aus ihren Leichen eine Brücke über's Meer machen kann, und wehe dir! wenn du ſelbſt in meine Hände fällſt.“ Darauf verſenkte er ſeine Priſen, ſammt ſeinen eigenen Barken, und begab ſich mit der eroberten Fregatte nach der Schildkröten-Inſel.

Hier fand er Le Basque, berühmt durch manche kühne That. Er war es zum Beiſpiel, der unter den Kanonen von Portobello ein Kriegsſchiff wegnahm, das mit fünf bis ſechs Millionen Livres geladen war. Die beiden Abenteurer machten bekannt, daß ſie vereint auf eine wichtige

Unternehmung auslaufen würden, und sogleich sammelten sich zu ihrer Flagge vierhundertundvierzig Mann, der stärkste Haufe Flibustier, den man noch beisammen gesehen hatte. Sie segelten nach der Bai von Venezuela, die sich fünfzig französische Meilen weit in's Land erstreckt, eroberten die Festung, die die Mündung vertheidigt, vernagelten die Kanonen, und ließen die Garnison von zweihundertundfünfzig Mann über die Klinge springen. Von da schifften sie nach Maracaibo, das am westlichen Ufer des Sees gleiches Namens, zehn Meilen von dessen Mündung, erbaut ist. Die Stadt ist reich und treibt starken Handel mit Leder, Tabak und Cacao; aber die Straßen, auf denen es sonst so geschäftig wimmelte, waren öde und leer, die Einwohner hatten sich mit ihren Schätzen auf die andere Seite der Bai geflüchtet. Hätten die Flibustier die Zeit benutzt, statt vierzehn Tage zu verschmausen; so würden sie in Gibraltar, am äußersten Ende der See, doch noch erwischt haben, was man ihrer Raubgier entrücken wollte. Statt dessen zerstießen sie sich die Köpfe an Retranchements, die man in der Eil aufgeworfen hatte, siegten zwar endlich, aber bezahlten diesen Sieg mit Blut, und fanden wieder ein leeres Nest, denn alle Kostbarkeiten waren bereits weiter transportirt. Im Aerger hierüber verbrannten sie Gibraltar. Es würde Maracaibo nicht besser ergangen sein, wäre es nicht mit klingender Münze gelöst worden; doch raubten sie zugleich alle Kruzifixe, Gemälde, Heiligenbilder, Glocken u. s. w., um, wie sie vor-

gaben, auf der Schildkröten-Inſel eine Kapelle zu bauen und ſie damit auszuſchmücken.

Während dieſe Bande die Beute von Venezuela luſtig verzehrte; begab ſich Morgan, der Angeſehenſte unter den engliſchen Flibuſtiern, auf den Weg nach Jamaika, um Portobello anzugreifen. Sein Plan war ſo gut angelegt und wurde ſo glücklich ausgeführt, daß er die Stadt überrumpelte und wegnahm, ohne den Säbel zu ziehen. Um die Citadelle mit eben ſo leichter Mühe zu erobern, ließ Morgan die Sturmleitern durch Weiber und Pfaffen anlegen, überzeugt, daß Galanterie und Aberglaube die Spanier abſchrecken würde, Feuer zu geben auf das, was ſie am meiſten liebten, am meiſten ehrten. Aber ſolche Narren waren die Spanier doch noch nicht, ſie ſchoſſen friſch auf ihre Pfaffen und auf ihre Weiber, die Flibuſtier ſahen ſich genöthigt, Sturm zu laufen und mit Leichnamen die Schätze dieſes berühmten Hafens aufzuwiegen.

Weit wichtiger war die Eroberung von Panama. Morgan kreuzte zuerſt an den Küſten von Coſta Rica, um auf der Inſel St. Katherine, wohin die Uebelthäter der ſpaniſchen Indien verbannt waren, Wegweiſer zu ſeinem Vorhaben zu erhaſchen. Dieſer Poſten war ſo gut befeſtigt, daß der unerſchrockenſte General fruchtlos davor hätte liegen können, ſo lange als einſt die Griechen vor Troja. Sobald aber nur die Flaggen der Räuber ſich zeigten, ſchickte der Gouverneur eine heimliche Geſandtſchaft mit der Frage: wie er ſich ergeben könne, ohne feig zu

ſcheinen?» Man kam überein, daß Morgan um Mitternacht ein entlegenes Fort zum Schein angreifen ſolle, daß alsdann der Kommandant einen Ausfall aus der Citadelle thun werde, um dieſem Fort zu Hilfe zu kommen, daß die Belagerer ihm in den Rücken fallen, und zum Gefangenen machen ſollten, welche Gefangenſchaft unfehlbar die Uebergabe des Platzes nach ſich ziehen werde. Auch ward ausgemacht, von beiden Theilen hitzig zu feuern, aber Niemand zu verwunden. Die ganze Komödie wurde vortrefflich geſpielt. Die Spanier wagten nichts, und hatten doch das Anſehen, ihre Pflicht gethan zu haben. Die Flibuſtier machten einen Steinhaufen aus den Feſtungswerken, ſchifften eine unendliche Menge von Kriegsmunition ein, die ſie zu St. Katherine gefunden hatten, und richteten ihre Segel nach dem Fluß Chagre, der einzigen Straße, die ihnen offen ſtand, um zum Ziel ihrer Entwürfe zu gelangen.

An der Mündung dieſes Fluſſes erhub ein ſteiler Felſen, den die Wellen peitſchten, ſtolz ſein Haupt. Er trug auf ſeinem Rücken ein unzugängliches Fort, vertheidigt durch einen Offizier voller Muth und Fähigkeit, und durch eine Garniſon ihres Kommandanten würdig. Die Flibuſtier fanden zum erſten Male eben ſo harte Köpfe, als die ihrigen, und ſchon waren ſie zweifelhaft, ob ſie die Belagerung fortſetzen oder aufheben ſollten, als ein glücklicher Zufall ihre Ehre rettete. Dem braven Kommandanten, deſſen Namen die undankbare Nachwelt nicht aufbehal-

ten hat, zerſchmetterte eine Kanonenkugel den Schädel, und das Fort gerieth in Flammen. Dies doppelte Unglück benutzten die Belagerer und eroberten die Feſtung im Sturm.

Morgan ließ ſeine Schiffe da vor Anker, und vertraute ſie der Obhut einiger wenigen; er ſelbſt ruderte mit Schaluppen dreiundvierzig Meilen den Fluß hinauf, bis Cruces, wo er aufhört ſchiffbar zu ſein. Hier landete er, und ſetzte ſeinen Weg zu Lande bis Panama fort, das nur fünf Meilen davon liegt. Auf einer weiten Ebene unfern der Stadt ſtieß er auf zahlreiche Truppen, zu ſeinem Empfang gerüſtet; aber er zerſtreute ſie, wie der Wirbelwind den Staub, und zog ſiegreich in die verlaſſene Stadt.

Hier fand er unermeßliche Schätze in Kellern und Brunnen vergraben, und auf Fahrzeugen, die die Ebbe auf trockenem Sande gelaſſen hatte. Auch die benachbarten Wälder und Höhlen wurden durchwühlt und an die Sonne gezogen die ihnen anvertrauten Koſtbarkeiten. Noch nicht zufrieden mit dieſer reichen Beute, ſchwärmten die Unſinnigen im Lande herum, und wo ſie einen Spanier, einen Neger oder einen Indianer aus ſeinem Schlupfwinkel hervorzogen, peinigten ſie ihn mit den grauſamſten Martern, um ihm das Geſtändniß verborgener Reichthümer zu erpreſſen. Ein Bettler in Lumpen, den der Zufall in ein Schloß führte, das die Furcht zur Einöde gemacht, fand daſelbſt Kleider, deren er ſich ohne Umſtände bediente.

Kaum war er mit seiner Toilette fertig, als die Räuber ihn erblickten, ihn für den Besitzer des Schlosses hielten, und auf die Folter legten, damit er anzeigen solle, wo er sein Gold vergraben; und als er, der vielleicht in seinem Leben wenig Gold gesehen, nichts gestehen wollte und nichts gestehen konnte, ward er den Sklaven überantwortet, die ihn umbrachten. So gaben die Spanier die Schätze der neuen Welt zurück, wie sie sie empfangen hatten, in Blut gebadet.

Mitten unter dem Gräuel der Verwüstung schlich sich die Liebe in des stolzen Morgan's Herz. Seine Eigenschaften waren eben nicht fähig, zärtliche Gefühle einzuflößen; er wollte die schöne Spanierin, die ihn besiegt, eben so erobern, als eine Festung, das heißt mit Sturm. Aber sie riß sich aus seinen Armen, und rief, flammende Wuth im Auge: »Halt, Bösewicht! die Freiheit konntest du mir rauben, aber nicht die Ehre. Ich kann mich rächen und sterben!" Bei diesen Worten zieht sie einen Dolch aus ihrem Busen, den ihr Morgan mit Mühe entwindet.

Widerstand erhitzt nur heftiger; seine Liebe ward Liebeswuth, auf zärtliches Zuvorkommen folgte nun die grausamste Behandlung. Die stolze Spanierin blieb unerschütterlich, die Flibustier fingen an zu murren, daß ihr Anführer um des Eigensinnes eines Weibes willen sie nun schon einen Monat der Unthätigkeit Preis gegeben, und kurz! Morgan, der nämliche Morgan, der eine Fe-

stung nach der andern einnahm als ein Frühstück, mußte weichen, dem edlen Starrsinn eines Weibes. Panama ward angezündet, der Sieger zog sich zurück mit einer großen Menge von Gefangenen, die einige Tage nachher ranzionirt wurden, und so erreichte er die Mündung des Chagre, wo seine Schiffe ihn erwarteten, mit unermeßlicher Beute beladen.

Diese Beute sollte nun getheilt werden; der angesetzte Tag erschien; Alles lag noch im tiefsten Schlummer begraben, als Morgan mit den vornehmsten Flibustiern seiner Nation eines der Schiffe bestieg und nach Jamaika segelte, strotzend von den Schätzen einer Stadt, in der die Reichthümer der alten und neuen Welt zusammenflossen. Diese Treulosigkeit, von der man kein Beispiel hatte, verursachte eine unaussprechbare Wuth. Die Engländer verfolgten den Räuber, in der Hoffnung, ihm die Beute zu entreißen oder mit ihm zu theilen. Die Franzosen, die der Verlust gleich nahe anging, segelten mit günstigem Winde nach der Schildkröteninsel, von da aus sie verschiedene Streifereien wagten. Aber keine war von Bedeutung, bis um's Jahr 1683, damals entspann sich ein Unternehmen von der größten Wichtigkeit.

Der Urheber des Entwurfs hieß Van Horn, zu Ostende geboren, seit seiner frühesten Jugend aber in Frankreichs Diensten. Sein wilder Muth litt nie, daß Einer der Seinigen ein Zeichen der Schwäche oder Furcht an sich blicken ließ. In der Hitze des Kampfes flog er von

einem Ende des Schiffes zum andern, faßte jeden seiner Leute scharf in's Auge, und wenn einer beim Sausen einer Kanonenkugel sich bückte, so stieß er ihn nieder. Diese sonderbare Mannszucht hatte ihm zun Schrecken der Feigen und zum Abgott der Muthigen gemacht. Mit Männern von Herz theilte er gern seine Beute, die Fregatte, mit der er kreuzte, war seine eigene. Da aber seine neuen Entwürfe eine ansehnlichere Macht erforderten, so verband er sich mit Granmont, Godefroy und Jonque, alle drei Franzosen, alle drei berühmt durch ihre Thaten; und mit dem Holländer Laurent von Graff, noch weit berühmter als sie alle. Zwölfhundert Flibustier sammelten sich unter ihren Fahnen, und so steuerte der Zug auf sechs Schiffen nach Vera Crux.

Die Landung geschah im Schatten der Nacht, drei Meilen von dem Platz. Der Gouverneur, das Fort, die Casernen, jeder Posten, der einigen Widerstand zu leisten vermochte, ward überrumpelt mit dem ersten Morgenroth. Die Bürger, Männer, Weiber und Kinder flohen in die Kirchen, man verriegelte die Thüren hinter ihnen, und umgab das Gebäude mit Pulvertonnen. Ein Flibustier mit brennender Lunte hatte gemessenen Befehl, die Unglücklichen in die Luft zu sprengen beim geringsten Merkmahl eines Aufruhrs.

Unterdessen ward die Stadt nach Belieben geplündert, die Beute eingeschifft, und nun that man den eingekerkerten Bürgern den Vorschlag, ihre Freiheit und ihr Leben

durch ein Lösegeld von zehn Millionen Livres zu erkaufen. Die armen Menschen, die in drei Tagen weder gegessen noch getrunken hatten, versprachen mit Freuden Alles, und die Hälfte der Summe ward noch am nämlichen Tage bezahlt. Noch erwartete man die andere Hälfte aus dem Innern des Landes, als sich plötzlich auf der Höhe ein ansehnliches Corps Truppen, und in der See eine Flotte von siebzehn Schiffen zeigte, die aus Europa kam. Die Flibustier, ohne vor dieser Macht zu stutzen, zogen sich mit fünfzehnhundert Sklaven zurück, die sie als einen kleinen Ersatz der fünf Millionen davonführten, und die Liquidation der ganzen Summe auf eine gelegene Zeit verschoben. Diese Räuber glaubten im Ernst, daß Gott und ihr Degen ihnen ein unbezweifeltes Recht auf die Reichthümer ihrer Brüder gebe. Sie machten oft, wenn sie Contributionen einforderten, schriftliche Kontrakte, und hatten wohl gar die Frechheit, Interessen zu fordern, wenn die Bezahlung zu lange zögerte.

Der Rückzug des Van Horn war glänzend und verwegen. Er ging stolz durch die Mitte der spanischen Flotte, die keinen Schuß wagte, ja die sogar fürchtete, angegriffen und geschlagen zu werden. Wer weiß auch, was die Flibustier gethan hätten, wären ihre Schiffe nicht mit Geld zu schwer beladen gewesen, und hätten sie hoffen können, auf den feindlichen Schiffen etwas anders als Waren zu finden, die sie nicht wollten und nicht brauchen konnten.

Ein Jahr war seit ihrer Rückkehr aus dem mexikanischen Meerbusen verflossen, als plötzlich der Vorsatz, Peru zu plündern, sich Aller bemeisterte. Die Wahrscheinlichkeit ließ hoffen, mehr Schätze auf einer See zu finden, die gleichsam noch neu und unangetastet war, als da, wo schon lange die Raubgier die Beute vermindert hatte. Die Engländer, die Franzosen, selbst die kleinen Haufen beider Nationen entwarfen, ohne Verabredung, diesen Plan zu gleicher Zeit. Viertausend Mann machten sich auf den Weg. Ein Theil wählte das feste Land, ein anderer die magellanische Meerenge, um zum Ziel seiner Wünsche zu gelangen. Hätte ihr wilder Muth sich einem einzigen geschickten Anführer unterworfen; so war Peru für Spanien verloren; aber für solch einer Subordination hatten sie einen unüberwindlichen Abscheu, immer bildeten sie nur ganz kleine Corps, zuweilen kaum von zehn, zwölf Mann, die zusammentraten und auseinandergingen, nachdem sie bei Laune waren. Unter den Franzosen thaten sich besonders hervor: Grognier, Lecuyer, Picard und Le Sage. Unter den Engländern David, Suams, Pitre, Wilner und Touslé.

Diejenigen dieser Abenteurer, die durch die Meerenge in das südliche Meer eingedrungen waren, warfen sich bei ihrer Ankunft in die ersten Fahrzeuge, die sie auf der Küste fanden. Ihre Kameraden, die bald nachher auf ihren eigenen Schiffen kamen, waren um nichts besser ausgerüstet. In diesem Zustand der Schwäche schlugen, versenkten oder

eroberten ſie alle Schiffe, die man gegen ſie ausſandte. Plötzlich ſtockte die Schifffahrt der Spanier. Um nicht zu verhungern, mußte man landen, und diejenigen Städte zu plündern verſuchen, in die der Feind ſich geſperrt hatte. Folgende Plätze wurden nach und nach überrumpelt oder mit Sturm erobert: Seppo, Pueblo Nuevo, Leon, Reulejo, Pueblo Viego, Chiriquita, Eſparza, Grenada, Villia, Nicoya, Tecountepec, Mucmeluna, Chuletuqua, Neu Segovien, und endlich Guayaquil, die vornehmſte aller dieſer Städte.

Grognier kehrte einſt ſiegreich zurück von einer dieſer Unternehmungen. Er mußte durch einen engen Paß, und ward plötzlich von einigen verſchanzten Bataillons aufgehalten, die ſich erboten, ſeinen Rückzug nicht zu beunruhigen, wenn er ihnen die Gefangenen ausliefern wolle, die er mit ſich führte. »Meine Gefangenen!« rief Grognier verächtlich, »ihre Feſſeln muß euer Säbel zerhauen, meinen Weg wird mein Säbel mir öffnen.« Er ſchlug ſich durch und zog ruhig ſeine Straße.

Der Schrecken im ganzen Reiche war allgemein. Die Annäherung der Flibuſtier, ja ſelbſt nur die Furcht vor ihrer Annäherung, zerſtreute ſchon das Volk. Erſchlafft durch den ausſchweifendſten Luxus, entnervt durch ungeſtörte Tirannei, zum Vieh herabgewürdigt wie ihre Sklaven, erwarteten die Spanier nie anders den Feind, als wenn Zwanzig gegen Einen waren, und doch wurden ſie geſchlagen. Verwiſcht war das Gepräge ihres edlen, ſtolzen

Ursprungs; Kriegskunst war ihnen ein Unding, ja kaum kannten sie den Gebrauch des Feuergewehrs; kaum war ihr Widerstand furchtbarer, als ehemals der Amerikaner, deren Asche sie jetzt mit Füßen traten. Dazu kam noch die schreckliche Idee, die sie sich von den Flibustiern machten. Ihre Mönche hatten ihnen diese Räuber als Ungeheuer der Hölle geschildert, und ihre Einbildungskraft hatte das Bild noch mehr ausgemalt. Haß und Furcht waren gleich stark in ihrer Seele.

Aber trotz dieses brennenden Hasses wußte der Spanier sich doch nur an einem Feinde zu rächen, den er nicht mehr fürchten durfte. Sobald die Flibustier einen geplünderten Ort verlassen hatten, und etwa Einer von ihnen beim Angriff auf der Wahlstatt geblieben war; so grub man seinen Leichnam wieder aus, verstümmelte ihn, und that ihm jede Marter an, mit der man gern den Lebenden gepeinigt hätte. Der Abscheu vor den Flibustiern erstreckte sich sogar bis auf die Oerter, die sie betreten hatten. Man verfluchte die Mauern und den Boden der von ihnen verwüsteten Städte. Alles wurde der Erde gleich gemacht, »Anathema! der wieder ein Haus darauf baut!» riefen die Mönche, und siehe, die Einwohner wandten ihren Städten den Rücken, und flohen den Schauplatz ihrer Feigheit und ihrer Schande auf ewig.

Diese ohnmächtige und kindische Wuth mußte natürlich den Feind immer verwegener machen. Nahm er eine Stadt weg, so zündete er sie an allen vier Ecken an, wenn

man sie nicht mit Gold löste; die Gefangenen, deren Freiheit kein Gold erkaufte, wurden ohne Gnade niedergemetzelt. Gold, Perlen und Diamanten waren das einzige Lösegeld, das diese furchtbaren Räuber annahmen; Silber war ihnen zu schwer, und hätte sie nur belästigt.

So rächte das Schicksal den Tod vieler tausend unglücklicher Schlachtopfer, die einst durch das Schwert der Spanier fielen; jeder vertrocknete indianische Blutstropfen wurde durch einen spanischen wieder aufgefrischt, und die nämlichen Berge erklangen vom Gebrüll der Spanier, die einst die Seufzer der armen Indianer wiederhallten.

Aber am Ende geschah, was so oft zu geschehen pflegt: die Räuber selbst genossen ihres Raubes wenig. Viele starben des Klimas ungewohnt, oder durch Ausschweifungen; andere litten Schiffbruch in der magellanischen Meerenge, oder am Vorgebirge Horn; der größte Theil derer, die den Rückweg nach dem nördlichen Meere zu Lande versuchten, ließen ihr Leben oder ihre Beute in den Schlingen, die man ihnen überall legte. Die englischen und französischen Kolonien wurden sehr wenig durch einen Zug bereichert, der vier Jahr dauerte, und fanden am Ende, daß sie noch obendrein die tapfersten ihrer Brüder eingebüßt hatten.

Während die Küsten des südlichen Meeres von Flibustiern überschwemmt waren, schwärmte Granmont in der nördlichen See herum. Granmont war ein Pariser Edelmann, der in Europa nicht ohne Ansehen gedient, und den seine ausschweifende Leidenschaft für Spiel, Wein

und Weiber, dieſe drei Klippen des menſchlichen Verſtandes, unter die Seeräuber geworfen hatte. Er beſaß aber auch Tugenden, die ſeinen Laſtern die Wage hielten; er war höflich, gefällig, großmüthig, beredt, ſcharfſinnig; kurz! er war viel mit Damen umgegangen. Alle dieſe Eigenſchaften, verbunden mit ausgezeichneter Tapferkeit, erhuben ihn bald zu einem der erſten Flibuſtier der Franzoſen. Kaum erſcholl das Gerücht ſeiner Ausrüſtung, als tauſend verſuchte Männer ſich zu ſeiner Flagge ſammelten. Der Gouverneur von St. Domingo, der dem franzöſiſchen Hofe den weiſen Vorſchlag gethan, dieſe herumſtreifenden Abenteurer wo möglich zu friedlichen, arbeitſamen Unterthanen, zu Gliedern von Familien und Anbauern des Landes zu machen, wollte die Expedition hindern, und verbot ſie im Namen des Königs. Viele ſtutzten, aber Granmont trat mitten unter ſie: »Ihr Leichtgläubigen!« rief er, »wie kann Ludwig ein Unternehmen mißbilligen, davon er nichts weiß, daran wir ſelbſt noch vor wenig Tagen kaum dachten?« Ein lautes Jubelgeſchrei jauchzte ihm Beifall zu, und er ſchiffte ſich im Jahre 1685 ein, um Campeche anzugreifen.

Die Landung geſchah ohne Widerſtand. Eine Strecke vom Ufer ſtieß er auf achthundert Spanier, die er ſchlug, bis zur Stadt verfolgte, und ihnen auf der Ferſe nach in's Thor eindrang. Die Kanonen, die er auf den Wällen fand, kehrte er gegen die Citadelle; da ſie aber nur wenig Wirkung thaten, ſann er auf Kriegsliſt, den Platz zu

überrumpeln, als man ihn benachrichtigte, der Posten sei verlassen. In der That war nur ein einziger Artillerieoffizier in der Festung geblieben, ein Mann von Ehre und ein Engländer, der lieber sein Leben auf's Spiel setzen, als feige fliehen wollte. Der General der Flibustier empfing ihn mit Achtung, gab ihm seinen Degen zurück, ließ ihm Alles ausliefern, was ihm gehörte, fügte noch kostbare Geschenke hinzu, und überließ es seiner Willkühr, sich zu begeben, wohin es ihm beliebe. So behaupten Ehre, Muth und Treue ihr Ansehen selbst gegen die, die ihre Gesetze mit Füßen zu treten scheinen.

Die Sieger von Campeche brachten zwei Monate damit zu, die Gegend auf fünfzehn Meilen in der Runde zu durchwühlen, und Alles auszuscharren, was die flüchtigen Einwohner zu retten geglaubt hatten. Nachdem die Beute auf die Schiffe in Sicherheit gebracht worden, that man dem Gouverneur, der mit neunhundert Mann im Felde stand, den Vorschlag, seine Stadt mit Gold zu lösen. Er schlug es aus und sogleich loderte die Stadt in Flammen, und die Festungswerke wurden geschleift. Ein großer Theil des Raubes bestand aus dem kostbaren Campecheholz; das Fest des heiligen Ludwig fiel ein, und im patriotischen Taumel der Freude verbrannten die Franzosen dem heiligen Ludwig zu Ehren für eine Million Campecheholz. Nach dieser glänzenden Narrheit, deren sich nur Franzosen rühmen können, segelten sie zurück nach St. Domingo.

Der geringe Nutzen, den die englischen und französi-

schen Freibeuter von ihren Streifereien auf dem festen Lande gezogen hatten, erneuerte in ihnen wieder den alten Geschmack am Seeraube. Die Flibustier beider Nationen trieben eine Zeit lang ihr altes Handwerk, bis die Franzosen durch verschiedene Umstände von neuem in eine Laufbahn verwickelt wurden, vor der ihnen ekelte.

Einige unternehmende Privatleute rüsteten, unter dem Schutz der Regierung im Jahre 1697, sieben Linienschiffe und eine Anzahl kleinerer Fahrzeuge aus. Diese Flotte stand unter dem Chef d'Escadre Pointis, war mit Landtruppen wohl bemannt und bestimmt, Carthagena, eine der reichsten Städte der neuen Welt, anzugreifen. Große Schwierigkeiten sah man voraus, doch hoffte man Alles, wenn die Flibustier sich entschließen würden, ihnen beizustehen. Sie thaten es, dem Ducasse zu gefallen, der damals Gouverneur von St. Domingo und ihr Abgott war.

Sie flogen zum Gefecht, und thaten mehr noch, als man von ihnen erwartet hatte. Kaum ließ eine Bresche in den Festungswerken der untern Stadt sich spüren, so liefen sie Sturm und pflanzten im Hui ihre Fahnen auf die Mauer. Siegsgeschrei hilft siegen. Ihr Victoria! goß neuen Muth in jedes Herz, neue Kraft in jeden Arm, das stolze Carthagena ward erobert, und sein Fall war das Werk der Flibustier.

Schandthaten aller Art folgten dieser Begebenheit. Der General Pointis, ein ungerechter, geiziger, grausamer

Mann, brach die Kapitulation in allen Punkten. Zwar bewilligte er den Einwohnern aus Furcht vor einer Armee, die sich im Innern des Landes zusammenzog, die Hälfte ihrer beweglichen Reichthümer; aber kaum war die Stadt übergeben, als Alles plünderte, was plündern konnte; die vornehmsten Offiziere zeigten sich als die vornehmsten Spitzbuben. Erst, nachdem sie das Beste des Raubes hinweggeschleppt, durften die Gemeinen die Häuser durchwühlen und Nachlese halten. Den gutherzigen Flibustiern hatte man unterdessen die Wache außer der Stadt anvertraut.

Pointis behauptete, die Beute betrage nicht über sieben bis acht Millionen Livres, Ducasse berechnete sie auf dreißig, andere auf vierzig. Dem sei wie ihm wolle, die Freibeuter sollten, der Vereinbarung zufolge, den vierten Theil bekommen, und bekamen nur vierzigtausend Thaler. Man war bereits unter Segel gegangen, als man es wagte, jenen Unerschrockenen, die den Sieg entschieden hatten, solch einen unwürdigen Vorschlag zu thun. Sie wütheten. Pointis befand sich auf dem Scepter, der in diesem Augenblick zu weit von den andern Schiffen entfernt war, um Hilfe erwarten zu können, die Flibustier beschlossen, ihn zu entern, und der nichtswürdige Kommandant würde ein Opfer der gerechten Rache geworden sein, hätte nicht einer der Mißvergnügten plötzlich ausgerufen: »Warum diesen Hund schlachten, meine Brüder? was nützt es uns? Er ließ unsern Theil zu Carthagena, dort müssen wir

ihn ſuchen.“ Dem Vorſchlag ward Beifall zugejauchzt, wilde Freude verdrängte den ſchwarzen Unwillen, und ſogleich kehrten die Fahrzeuge der Flibuſtier zurück und umzingelten die Stadt.

Der verwüſtete Platz nahm den Feind ohne Widerſtand auf. Die Freibeuter ſperrten alle Männer in den vornehmſten Tempel, und einer unter ihnen hielt folgende Rede an ſie.

»Wir wiſſen wohl, daß wir in euren Augen Böſewichter ohne Religion, ohne Treue und Glauben, mehr Geiſtern der Hölle als Menſchen ähnlich ſcheinen. Eure Schimpfworte bezeichnen zur Genüge euren Abſcheu, und die Weigerung, nicht mit uns, ſondern mit Pointis zu kapituliren, iſt Beweis eures Mißtrauens. Hier ſind wir nun mit bewaffneter Hand und können uns rächen! Eure bleichen Geſichter klagen euer Gewiſſen an, ihr zittert vor verdienter Marter. — Genug! — Erkennt endlich, daß alle die Titel, mit denen ihr unſern Namen ſchändet, nur ihm, dem nichtswürdigen General gebühren, unter dem wir euch ſchlugen. Der Treuloſe, dem wir eure Thore öffneten, hat ſich des Preiſes bemächtigt, den unſer Muth erkämpfte. Seine Ungerechtigkeit führt uns wider unſern Willen zurück in dieſe Mauern. Unſere Mäßigung ſei Zeuge unſerer Aufrichtigkeit. Schafft in Eil fünf Millionen Livres, und ihr habt unſer Ehrenwort, daß wir uns ſchleunig entfernen. Verſagt ihr uns aber dieſen geringen Erſatz; ſo ſchwören wir (hier hoben alle ihre Sä-

bel empor), nicht das Kind im Mutterleibe zu ſchonen! Fluch über Pointis Haupt! aber Ach und Weh über euch! wo ihr euch einen Augenblick bedenkt.»

Nach dieſer körnichten Rede beſtieg ein Geiſtlicher die Kanzel, und ermahnte ſeine Zuhörer auf das Beweglichſte, der Nothwendigkeit zu weichen, und Alles auszuliefern, was ihnen von Gold und Kleinodien übrig geblieben. Aber die eindringlichſten Worte, die rührendſten Geſtikulationen des Pfaffen, konnten nicht überredender ſein, als der aufgehobene Säbel, oder das Wehe über euch! des Flibuſtiers. Sie brachten Alles, was ſie hatten, aber noch war es nicht genug. Man plünderte Häuſer, Kirchen und Gräber, aber man fand nichts; und nun wurden die Werkzeuge der Tortur herbeigeſchleppt.

Man ergriff vier der vornehmſten Bürger, um das Geſtändniß zu erpreſſen, wo die Staatskaſſe verborgen ſei? Alle werden einzeln verhört, und alle betheuren mit ſo vieler Freimüthigkeit, daß ſie es nicht wiſſen, daß die Habſucht ſelbſt durch den zuverſichtlichen Ton der Redlichkeit entwaffnet wird. Indeß geſchehen einige Flintenſchüſſe, um der Menge glauben zu machen, als habe man die vier Häupter der Stadt für ihr hartnäckiges Leugnen mit dem Tode beſtraft. Die Flintenſchüſſe machten mehr Eindruck, als alle vorhergegangene Beredſamkeit; noch am ſelben Abend lag eine Million zu den Füßen der Freibeuter. Auch die folgenden Tage vermehrte ſich dieſe Summe um eine Kleinigkeit; als aber die Flibuſtier ſahen,

daß die armen Leute wirklich nichts mehr zu geben hatten, schifften sie sich ein. Ein unglücklicher Zufall führte sie mitten unter eine englische und holländische Flotte, die mit Spanien alliirt war. Viele ihrer kleinen Fahrzeuge wurden genommen, oder in den Grund gesegelt, der Ueberrest floh nach St. Domingo. Dies war das letzte merkwürdige Ereigniß in der Geschichte der Flibustier. Und was wurde endlich aus diesen sonderbaren Menschen? wohin zerstreuten sie sich? was hob ihre Verbindungen? was entnervte ihren Muth? Der Ursachen waren mancherlei. Der Krieg des Prinzen von Oranien brachte Zwiespalt unter Engländer und Franzosen. Beide Nationen sahen ein, daß die Flibustier thätige Männer waren, stark an Geist und Leib, fähig, die Kultur ihrer Kolonien schnell zu befördern, wenn sie nur wollten; beide Nationen ergriffen daher allerlei kluge Maßregeln, diese Abenteurer fest zu halten, sie vertrauten den Angesehensten unter ihnen Civil- und Militär-Posten; sie fesselten sie durch schöne Weiber, Haus und Hof und liegende Gründe. Der Flibustier, der nur gewohnt war, die spanischen Besitzungen zu verwüsten, kam nun auch oft in den Fall, sie vertheidigen zu müssen; und endlich — wie war es möglich, so viele außerordentliche Männer zu ersetzen, die täglich dahin starben? Alle diese Ursachen und hundert andere vereinigten sich, die sonderbarste Verbindung zu zerstören, die je der Zufall knüpfte. Ohne Sistem, ohne Gesetze, ohne Subordination, ohne Hilfsmittel, war sie das Wunder

ihres Jahrhunderts und wird das Wunder der Nachwelt sein. Sie würde Amerika unterjocht haben, wäre Eroberung und nicht Raub ihr Ziel gewesen.

Wie oft hatten England, Frankreich und Holland Flotten in die neue Welt geschickt; wie oft waren ihre stolzen Entwürfe an Klima, Mangel und Muthlosigkeit gescheitert: und siehe da! ein kleiner Haufe von Abenteurern, dem, um Krieg zu führen, nicht mehr als Alles fehlt, spielt den Meister einer halben Welt, macht alle Nationen zittern, und vor seiner Flagge streichen die Flaggen der europäischen Monarchen. Was den Flibustiern an Zahl und Macht abging, das ersetzten sie durch Thätigkeit, Vorsicht und Kühnheit. Eine unbegrenzte Leidenschaft für die Freiheit schuf und nährte in ihnen diesen alles unternehmenden Geist, diese nervichte Kraft, dies unbegreifliche Uebergewicht, das weder Taktik noch Regierungsform, weder Besoldung noch Ordensband jemals einflößen werden.

Was war es, das diese romantischen Menschen in Thätigkeit setzte? Nicht die Noth, denn sie kannten sie nicht, und ihre tapfersten Anführer hatten sie nie gekannt; nicht der Geiz, denn sie verschwendeten in einem Tage, was sie in vielen Monaten mit Blut errungen hatten; nicht Vaterlandsliebe, denn sie hatten kein Vaterland; nicht die Ehre, denn hätten sie diese Gottheit gekannt, so manche ihrer Heldenthaten wäre nicht mit schwarzen Flecken der Grausamkeit besudelt; nicht die Hoffnung nach Ruhe,

denn warum ſich täglich in neue Gefahren ſtürzen? warum täglich dem Tode in die Arme laufen?

Welche ſind denn alſo die moraliſchen Urſachen der ſonderbaren Exiſtenz der Flibuſtier? jene Länder, wo das heiße Klima alle ſprudelnde Leidenſchaften zu ewigem Stillſchweigen verdammt zu haben ſcheint, wo Trunkenheit und Taumel der Gaſtmähler die Menſchen aus ihrer Schlafſucht wecken muß; wo feiſte Ruhe und ungefühlte Langeweile Zufriedenheit genannt wurden: jene Länder erſcheinen plötzlich als der Wohnplatz eines ſtürmiſchen Volkes, das mit der Glut der Atmoſphäre die Glut jeder Leidenſchaft einzuſaugen ſcheint. Die Spanier, die Ueberwinder der neuen Welt, ſo brauſend und ſtolz in ihrem Vaterlande, wiegten ſich ſchon lange mit den Ueberwundenen in ſorgenloſer Unthätigkeit; und eine Hand voll Menſchen, geboren unter dem gemäßigſten Himmelsſtrich, entfaltet unter dem Aequator Keime von Kräften, die ungeahnet in der menſchlichen Natur lagen.

Laßt uns zur Quelle dieſer Begebenheiten hinaufſteigen! die Flibuſtier lebten im Innerſten der europäiſchen Regierungsformen, die Feder der Freiheit, ſeit Jahrhunderten durch Sklavenzwang zuſammengepreßt, wirkte mit unglaublicher Kraft, und ſchuf Phänomene, vor denen die Moral ſtaunt. Die Enthuſiaſten aller Nationen vereinigten ſich mit ihnen beim erſten Gerücht ihrer Thaten. Der Reiz der Neuheit, die Einbildungskraft, die jede Entfernung ſo ſchön malt, der Trieb nach veränderter Lage, die Hoff-

nung, sein Glück zu machen, der Durst nach großen Thaten, die Bewunderung, die so schnell zur Nacheiferung führt, die Nothwendigkeit, Hindernisse zu übersteigen, in welche die Unbesonnenheit stürzte, anfeurende Beispiele, die gleiche Vertheilung von Freud und Leid, Glück und Unglück — kurz! diese vorübergehende Gährung, die Himmel, Erd' und Meer, Natur und Glück in Männern erzeugte, die sich heute in Gold und morgen in Lumpen kleideten, heute in Blut und morgen in Wollüsten badeten, dies alles zusammengenommen schuf die Flibustier zum einzigsten Volk in der Geschichte, das aber freilich, gleich einem Meteor, nur einen Augenblick schimmerte und verschwand.

Man pflegt diese Räuber mit Abscheu zu betrachten. Dieser Abscheu ist gerecht, denn ungeachtet sie Treue, Uneigennutz und Großmuth unter sich ausübten, traten sie doch täglich die Menschheit mit Füßen. Aber bewundern müssen wir doch immer, mitten unter so vielen Schandthaten, heldenmüthige Handlungen, würdig in den Jahrbüchern des tugendhaftesten Volkes zu prangen.

Einst hatten die Flibustier sich gegen eine Summe Geldes anheischig gemacht, ein reich beladenes spanisches Schiff zu begleiten und zu schützen. Einer unter ihnen that seinen Brüdern den Vorschlag, sich des Schiffes zu bemächtigen. Kaum hörte dies Montauban, der Anführer des Trupps, als er seine Stelle niederlegte, und begehrte, an's Land gesetzt zu werden. »Du uns verlassen!« riefen alle, »billigen wir denn die Treulosigkeit dieses Nichtswürdigen?«

Der Planmacher ward ergriffen, auf der nächsten Küste ausgesetzt, und die ganze Mannschaft schwur auf Montauban's Säbel, nie wieder mit diesem Menschen zu dienen. Ist das nicht Heldenmuth?

Nein! weder die verflossenen Jahrtausende, noch die Jahrtausende der Nachwelt, werden ein Beispiel solch eines Volkes aufweisen können, fast eben so würdig der Bewunderung, als die Entdeckung der neuen Welt selbst. Freilich gab diese letztere Gelegenheit dazu, denn jede große Seele, jeder starke unternehmende Geist, der in unsern Fesseln vegetirte, floh nach Amerika und ward ein Held.

Das einzige Erbtheil jedes Flibustiers, sein Degen und sein Muth, wie wenig nutzten sie ihm in Europa! Aber dort! Jedermanns Feind, von Jedem gefürchtet, täglich den drohendsten Gefahren ausgesetzt, betrachteten sie jeden Tag als den letzten ihres Lebens, verschwendeten ihre Reichthümer so schnell, als sie sie erworben hatten, stürzten sich in jede Ausschweifung, mischten, noch heiß vom Kampfe, die Trunkenheit des Sieges in ihre Feste, schlungen ihre blutigen Arme um ihre Geliebten, entschlummerten einen Augenblick im Schooß der Wollust, und erwachten nur, um von neuem ihre Säbel in Blut zu tauchen. Ob ihre Leichname im Schooß der Erde oder im Schooß des Meeres einst ruhen würden, das war ihnen gleichgiltig. Ein wildes Herz und ein taubes Gewissen im Busen, ohne Eltern, ohne Freunde, ohne Weiber außer Buhlerinnen, ohne Kinder außer Bastarden, ohne Mitbürger, ohne Vaterland, ohne

irgend einen Bewegungsgrund, der der Kühnheit Schranken ſetzt, und die Liebe zum Leben erzeugt, wagten ſie blind die verzweifelteſten Unternehmungen. Unfähig, Ruhe oder Mangel zu ertragen, zu ſtolz, gemeine Arbeiten zu thun, mußten ſie die Geißel der alten oder neuen Welt werden. Hätten ſie nicht jene Küſten verheert; ſo hätten ſie unſere Provinzen verwüſtet, und ihr Name ſtünde auf der Liſte der berühmten Böſewichter Europens.

Einige Züge

aus dem

Leben des guten Musäus,

von

der Hand seines Schülers entworfen.

Weine, Leſer! wenn du ihn kannteſt — oder weine, daß du ihn nicht kannteſt! —

Weg mit Rednerprunk! ihn zu loben bedarf es keiner hilfreichen Muſe; ich habe ein Herz.

Er war einſt mein Lehrer und wurde mein Freund! — rede, mein Herz! in dir iſt ſein Bild lebendig.

Aber wie ſoll ich Theilnahme erwecken in dem Leſer, der ihn nicht kannte? Was liegt daran, wann er geboren wurde? wann und wo er in die Schule ging? wann er ſich verheirathete?

Laßt mich auf einen Augenblick den alltäglichen Leichenredner machen. Ihr werdet freilich da nichts ſehen, als was ihr täglich ſeht. Doch es iſt der Grund des Gemäldes, und der muß doch auch gemalt werden.

Johann Karl Auguſt Muſäus ward geboren zu Jena im Jahre 1735. Sein Vater war Landrichter daſelbſt, wurde aber bald als Rath und Amtmann nach Eiſenach verſetzt.

Der Sohn, ein offener, munterer Knabe, gewann das Herz ſeines Vetters, des Superintendenten Weiſſenborn in Allſtädt, der ihn zu ſich, und ein Jahr darauf, als er Generalſuperintendent in Eiſenach wurde, dahin mit ſich zurück nahm. Er war damals neun Jahr alt, und blieb in dem Hauſe ſeines Wohlthäters bis in ſein neunzehntes Jahr. Der gute alte Mann hielt ihn wie ſeinen eigenen Sohn,

und gab ihm eine anständige Erziehung. Vierthalb Jahre studirte der Jüngling in Jena, ward daselbst Magister und Mitglied der deutschen Gesellschaft (das bedeutete damals mehr als jetzt), kehrte darauf zu seinen Eltern zurück, und lebte einige Jahre in Eisenach als Kandidat des Predigtamts, predigte auch oft daselbst mit Beifall. Ein Zufall verschloß ihm diese Laufbahn. Er sollte Pfarrer in Pfarrode werden, einem Dorfe unweit Eisenach; aber die Bauern wollten ihn nicht, weil er einmal getanzt hatte.

Im Jahre 1763 wurde er Pagen-Hofmeister am Weimarischen Hofe, und sieben Jahr nachher Professor am dasigen Gymnasium. Bald darauf verheirathete er sich mit Juliana Krüger, und wurde Vater von zwei Söhnen.

Das ist der Schlendrian seines Lebens. Nichts zeichnete ihn aus unter Tausenden um ihn her, als sein Kopf und sein Herz.

Der Geist des Schriftstellers lebt in seinen Schriften. Leset und bewundert! Aber das Herz des Menschen — ach! laßt mich versuchen, euch das zu schildern.

Er schrieb Satyren, und hatte keinen Feind. Welch ein Lobspruch! und wie buchstäblich wahr ist er! In den Ringmauern von Weimar athmete niemand, der ihm übel wollte, denn seine Laune war nie mit Galle gemischt, die Pfeile seines Witzes waren nie in Gift getaucht. Hochachtung der Größern und Liebe der Geringern folgten ihm auf jedem Fußtritt.

Noch sehe ich ihn, wie er täglich, mit dem Buche unter dem Arm, aus seinem Hause in's Gymnasium ging, wie rechts und links die Bürger ihn so freundlich grüßten, und er so höflich, immer mit dem Hute in der Hand, sein »schönen Dank!« ihnen zulächelte. Und wenn er spaziren ging vor das Thor, an den Krautfeldern herunter, und die Bürger arbeiten sah, so unterhielt er sich mit einem jeden, und immer sprach er so, daß es den interessirte, mit welchem er sprach: von Wirthschaft und Hauswesen, von Rüben und Kartoffeln. Gern ließ dann der fleißige Landmann Hacke und Spaten ruhen, hielt seine Mütze in der Hand und wurde geschwätzig. Aber auch er hielt seinen Hut in der Hand, und bedeckte sich nicht eher, bis der andere seine Mütze wieder aufsetzte. So stahl er sich in alle Herzen, und man durfte nur den Professor Musäus nennen, wenn man ein freundliches Gesicht sehen wollte.

Als er im Jahre 1780 in eine schwere Krankheit fiel, holte einst seine Magd Brot aus einem Bäckerladen. »Was macht denn Ihr Herr?« frug der Bäcker. Ach! er ist sehr schlecht! »Gott wolle ihm helfen!« sagte der Bäcker, »ich kenne ihn nicht, aber ich sehe ihn zuweilen hier vorbei gehen, und ich habe so viel Gutes von ihm gehört.«

So liebten ihn Bekannte und Unbekannte. Der Zauber, dessen er sich bediente, war die Höflichkeit.

Es liegt manchem Narren so viel daran, im Gespräch seinen Titel zu hören. Musäus ermangelte nie, denselben alle Augenblicke einfließen zu lassen; und wenn er zum

Beispiel nicht recht gewiß wußte, ob der, mit dem er sprach, Rath oder Hofrath sei, so nannte er ihn lieber Herr Hofrath, um auf keinen Fall zu verstoßen. Ein Edelmann, war er gleich nur Fähnrich, war bei ihm immer Ew. Gnaden. Das, sagte er oft ganz trocken, kostet mich ja nichts. Niemand verstand besser als er die Ansprüche jedes Narren in Gottes Namen gelten zu lassen, jedem nachzugeben, dem viel daran gelegen war, Recht zu behalten, keine Thorheiten anzutasten, außer mit der Feder in der Hand, und keine Schwachheiten aufzudecken, seine eigenen ausgenommen.

Ja seine eigenen kleinen Launen und Sonderbarkeiten waren oft das Ziel seines Witzes. Stunden lang erschütterte er das Zwergfell seiner Freunde, wenn er mit der gutmüthigsten und trockensten Laune von der Welt anfing, sich über sich selbst oder über seine Frau lustig zu machen. Unnachahmlich war seine Art und Weise, aus den geringfügigsten Kleinigkeiten eine drollige Erzählung zu machen, und ich werde mich wohl hüten, ihm seine kleinen allerliebsten Geschichtchen nachzuplaudern, welche in diesem Augenblicke dutzendweise vor meinem Gedächtnisse schweben.

Nur selten verließ ihm seine liebenswürdige Heiterkeit, obgleich oft körperliche Leiden, und besonders heftige Kopfschmerzen ihn quälten, und obgleich sein Leben nur eine Kette von Mühseligkeiten war. Vier Stunden täglich raubte ihm sein Amt, bei karger Besoldung. Um die schmalen Einkünfte zu verbessern, gab er noch überdies einige Privatstunden in der Geschichte u. s. w. an junge Damen

oder Herren vom Adel. In den ersten sechs oder acht Jahren seines Ehestandes nahm er auch Kostgänger in seinem Hause auf, meistens junge Liefländer, deren Körper und Seele er verpflegte. Doch endlich ward er gewahr, daß er eine unversiegende Quelle gewisserer Einkünfte in seinem Kopfe mit sich herumtrage, und nun ward er Schriftsteller.

Wenn wir auch der Physiognomik des schwärmerischen Lavater sonst nicht viel verdanken, so ist das Verdienst doch groß genug, die physiognomischen Reisen veranlaßt zu haben. Mit diesem launichten Werke trat jetzt Musäus, doch ohne sich zu nennen, auf die Bühne der deutschen Literatur, nachdem seine Muse lange Jahre geschlummert hatte. Denn nicht die Erstlinge seines Geistes opferte er hier. Schon in seinen Jünglingsjahren, als der englische Grandison den Deutschen die Köpfe verdrehte, wie späterhin der deutsche Werther, schon damals schwang er mit nicht schwacher Faust die Geißel der Satyre, und schrieb den zweiten Grandison, ein Werk, welches den Jahrzehend, in welchem es erschien, wahrlich keine Schande macht. Auf Bitten des armen Verlegers, seiner damaligen Hebamme, welcher, nach Erscheinung der physiognomischen Reisen, auch von dem wachsenden Ruhme ihres Verfassers Nutzen zu ziehen wünschte, entschloß er sich im Jahre 1781, blos aus Herzensgüte, für ein höchst karges Honorarium, zu einer gänzlichen Umarbeitung dieses Werkchens, und so ist es noch heute ein Buch voll origineller Laune;

eben so belustigend, wenn gleich nicht eben so bekannt, als Siegfried von Lindenberg.

Außer diesem ersten Versuche haben wir aus seinen frühern Jahren nichts von Bedeutung aufzuweisen. Das Gärtnermädchen, eine komische Oper; die vier Stufen des menschlichen Alters, ein Vorspiel mit Gesang; Rezensionen in der allgemeinen deutschen Bibliothek und einige Gelegenheitsgedichte ist alles, was er dem Druck übergab.

»Wie?« höre ich fragen, »ein Mann wie Musäus schrieb Gelegenheitsgedichte?« Ja, und was noch mehr ist, Gelegenheitsgedichte für Geld. Deutsche Dichtkunst ist eine Pflanze, die nur selten ein Fürst begießt und pflegt, und unter Glas vor rauher Witterung bewahrt; eine Pflanze, die ihre Nahrung, mit den gemeinsten Pflanzen um sich her, aus einer Luft, aus einem Boden ziehen muß. Wie manchesmal habe ich den verdienstvollen und kargbesoldeten Musäus, wenige Tage vor dem Neujahrsfeste, beschäftigt angetroffen, mitten unter dem Schnarren der Spinnräder und Kindergeschrei (denn nur Ein Zimmer faßte die ganze Familie) für den Küster der Stadtkirche zu Weimar ein Neujahrslied zu dichten, wofür ihm dieser einen Laubthaler bezahlte, es dann gedruckt, sammt der Liste der Gebornen und Gestorbenen, in Goldpapier binden ließ, und den Leuten in die Häuser trug.

So preßte der immer emsige Vater und Gatte wider Willen aus seinem Kopfe manchen unbedeutenden Reim, indessen vielleicht manches Meisterstück in seiner Einbil-

dungskraft schlummerte, weil kein Küster sein Interesse dabei fand, es zu bezahlen.

Doch auch seine grenzenlose Bescheidenheit, sein Mißtrauen in eigene Kräfte waren Schuld daran, daß er nicht eher eine glänzende Rolle unter den guten Köpfen seiner Zeit spielte. Erst dann, als Sehnsucht nach häuslicher Ruhe ihn bestimmte, sich alle Kostgänger vom Halse zu schaffen, erst dann grub er nach dieser Quelle, die so reichhaltig hervorsprudelte.

Zwar, er selbst war der letzte, der sich von dem innern Gehalt seiner Schriften überzeugte. Bescheiden unterdrückte er seinen Namen vor den physiognomischen Reisen; nur wenig Personen wußten um seine Autorschaft; er lauerte auf das Urtheil der Welt, schwieg noch immer als Fama schon in ihre Posaune stieß, und litt geduldig, daß alle gelehrte Zeitungen andere Männer als Verfasser nannten.

Als endlich der Name Musäus an den Platz jener dunklen Namen trat, als der Verfasser der physiognomischen Reisen Sitz und Stimme neben Swift und Rabener nahm, und das deutsche Publikum ihn Beifall jauchzend anerkannte: da blickten auch die schönen Geister, deren das feine und glückliche Weimar so manchen beherbergt, bewundernsvoll sich unter einander an, staunend, einen Mann in ihrer Mitte zu sehen, den sie bisher nicht für ihren Gildegenossen erkannt hatten. Alles drängte sich zu ihm. Alles wetteiferte, ihm Bewunderung zu zollen, sein Haus wurde nicht leer, und sein kleiner Knabe war dieser

Art Besuche schon so gewohnt, daß er einst durch's Fenster blickend rief: »da kommt wieder Einer, der den Papa loben will.«

Dem bescheidenen Manne stieg dieser Weihrauch nicht zu Kopfe. Er blieb wie er war, erhaben über seinen Ruhm, und zufrieden als Hausvater ein Mittel gefunden zu haben, kargen Erwerb und Ruhe mit einander zu vereinigen. Kargen Erwerb, sagte ich, denn seine Verleger bezahlten ihn schlecht*). Zwei Laubthaler erhielt er für den Bogen seiner physiognomischen Reisen, ein Werk, bei welchem Herr Richter in Altenburg Tausende verdient hat**).

Die Bahn war gebrochen, und er fuhr fort zu schreiben. Die Volksmärchen, Freund Hein's Erscheinungen, die Straußfedern, sind in aller Leser Händen, ihr Lob in aller Leser Munde. Wenigen aber ist vielleicht bekannt, daß, als er den Gedanken faßte, Volksmärchen der Deutschen zu schreiben, er wirklich eine Menge alter Weiber mit ihren Spinnrädern um sich her versammelte, sich in ihre Mitte setzte, und von ihnen mit

*) Ich bitte hier zu Gunsten meines Freundes Steiner in Winterthur eine gerechte Ausnahme zu machen. W.

**) Und dennoch verkümmert dieser Mann anjetzt der Witwe den kleinen Nachschuß für die neuern Auflagen der physiognomischen Reisen. Sie hat ihn gerichtlich deshalb belangen müssen, und ich behalte mir vor, den Ausgang dieser Sache und das Verfahren des Herrn Richters dabei, zur Warnung jedes Schriftstellers, dem Publikum vor Augen zu legen.

ekelhafter Geschwätzigkeit vorplaudern ließ, was er hernach so reizend nachplauderte. Auch Kinder rief er oft von der Straße herauf, wurde mit ihnen zum Kinde, ließ sich Mährchen erzählen, und bezahlte jedes Mährchen mit einem Dreier. — Eines Abends kam seine Frau von einem Besuche zurück. Als sie die Thür des Zimmers öffnete, dampfte ihr eine Wolke von schlechtem Tabak entgegen, und sie erblickte durch diesen Nebel ihren Mann am Ofen sitzend, neben einem alten Soldaten, der sein kurzes Pfeifchen zwischen den Zähnen hielt, tapfer d'rauf los schmauchte, und ihm Mährchen erzählte.

Jede Stunde, die seine Berufsgeschäfte ihm gönnten, war lehrreicher Belustigung des Publikums gewidmet. Ein kleiner Garten an der Ilm mit einer Hütte, nur eben groß genug, um einen Tisch und ein paar Stühle zu fassen, lud im Sommer ihn oft in seine Schatten ein. Da war es so still und kühl, und nur der Fluß murmelte leise. Ach! da habe ich oft an seiner Seite gesessen, er für die Nachwelt dichtend, und ich, den Musen meine Erstlinge opfernd. Wenn er dann ein paar Seiten geschrieben hatte, so machte er mir zuweilen die Freude, mir das vorzulesen. Vergib mir Leser, daß ich bei diesem süßen Andenken verweile! es waren die schönsten Stunden meiner Jünglingsjahre. Wenn wir des Abends nach Hause gingen, so rauften wir vorher im Garten ein paar Dutzend Radießchen aus, um unsere frugale Mahlzeit damit zu würzen. Wenn wir spät uns trennten, so gaben wir uns die Hand darauf, den andern

Morgen früh um sechs Uhr wieder im Garten zu erscheinen, und wer der Letzte war, mußte den Andern mit Kaffee bewirthen. Oft traf sich's dann, daß wir am andern Morgen zu der bestimmten Zeit, auf entgegengesetzten Wegen, beide nur noch gleich fern vom Garten waren; wenn er nun von weiten durch seine Lorgnette mich erblickte — noch sehe und höre ich ihn, wie er dann zu laufen begann, und dabei lachte, daß ihm der Athem verging, um mir um einige Schritte zuvor zu kommen. So einfach und so schuldlos waren alle seine Freuden! Süße Stunden! ihr kehrt nie zurück!

In den letztern Jahren seines Lebens hatte er auf der Altenburg bei Weimar sich ein Plätzchen gekauft, selbst einen Garten angelegt, und ein kleines niedliches Häuschen gebaut. Die Herzogin Amalie, diese Freundin und Vertraute der Musen, möblirte die Freistadt des Dichters. Es ward sein Lieblingsaufenthalt. Dort sah er still glücklich jeden Strauch wachsen und gedeihen, den er selbst gepflanzt hatte. Ach! daß er nicht jeden Strauch zum Baume werden sah!

Seine Witwe hatte dieses Plätzchen mittelst einer Lotterie veräußert. Die herrliche Aussicht weggenommen, so war es noch wenig werth; aber Musäus hatte da gelebt und geschrieben — es war viel werth! Leser, wenn du jemals von Jena nach Weimar fährst, und dein Wagen den Berg bei Weimar herunter rollt, so blicke linker Hand auf das kleine liebe Plätzchen, und weine, wenn du seinen ehemaligen Besitzer kanntest — oder weine, daß du ihn nicht kanntest!

Ach! er war ein seltener Mensch! der von außen wenig schien, weil er in seinen Gesprächen nie mehr Verstand durchschimmern ließ, als der, mit dem er sprach, ertragen konnte, weil er jedem Thoren seine Thorheit ließ, den Narren nie an seiner Kappe zupfte; weil er mit dem Witzlinge nicht das gemein hatte, daß er keinen witzigen Einfall verschlucken konnte; und endlich, weil er den Schmuck seines Körpers vernachlässigte, verachtete, immer und immer in seinem grauen Rocke und seiner runden, übel genug frisirten Locke einher ging, und seiner Frau einen großen Gefallen zu erzeigen wähnte, wenn er einmal ein neues Kleid anzog, welches sie ihm heimlich hatte machen lassen.

So wenig aber auch er selbst auf Kleiderprunk achtete, so sah er doch seine Frau gern geputzt, sein liebes Julchen, für welche er bis an seines Lebens letzten Hauch der zärtlichste Gatte, wie für seine Söhne der beste Vater war. Oft wurde er mit den Kindern zum Kinde. Nie habe ich ihn froher und heiterer gesehen, als am Weihnachtsfeste, wenn die Kinder auf den heiligen Christ warteten. Da ließ er sich's nicht nehmen, die ganze Veranstaltung selbst zu treffen; da saß er so emsig, und vergoldete Rosinen, Aepfel und Nüsse, schnitt Wachsstöcke zu, putzte Zuckerbäume aus, setzte einen Engel mit einer Fahne von Flittergold oben darauf, und wenn alles fertig war, so zündete er die Lichter selbst an, rief mit Jubelgeschrei die harrenden Kinder herein, hüpfte und sprang unter ihnen herum, und war glücklich wie sie.

Oft that er kleine Reiſen zu Fuß nach Jena oder Gotha. Dann war er immer mit einem Regenſchirme ausgerüſtet, den er, nach Beſchaffenheit der Umſtände, gegen Sonnenſtrahlen oder Regen nützte, oder, wenn der Wind ihm in's Geſicht blies, vor den Bauch hielt. Dabei ging er mit aufgeknöpfter Weſte, und trug ſein Kleid und einige Wäſche an einem Stocke auf der Schulter! unbekümmert, ob man ihn in dieſem Aufzug für einen Handwerksburſchen nehmen werde. Ich habe einſt in ſeiner und Klinger's Geſellſchaft eine ſolche Reiſe nach Gotha mit gemacht. Dort kaufte er für ſeinen Knaben ein Steckenpferd, und da er auf dem Rückwege nicht recht wußte, wo er es laſſen ſollte, ſo band er auch das noch an ſeinem Stocke feſt, und zog, ſo abenteuerlich herausſtaffirt, durch die Thore von Weimar. Man kannte ſeine kleinen Eigenheiten, man lächelte darüber, und liebte ihn darum nicht minder.

Ach! warum war Freund Hein nicht dankbar gegen dieſen Mann, der einſt ſeine Erſcheinungen ſo lieblich bildete? Muſäus ſtarb im Oktober des Jahres 1787, im 52ſten Jahre ſeines Alters, an einer höchſt ſeltenen Krankheit, einem Polypen am Herzen. Daher wurde ihm das beneidenswerthe Glück, daß ſein Tod die Sache eines Augenblicks war — aber welch ein Augenblick für Alle, die ihn liebten!

Den Grund zu dieſer Krankheit mochte er ſeit langen Jahren wohl ſelbſt gelegt haben; denn dieſer, in Rückſicht ſeines Körpers äußerſt mäßige Mann, erlaubte doch oft ſei-

ner Seele zu ſchwelgen. Wann er den lieben langen Tag ſeine mühſelige Berufsarbeit vollbracht hatte, ſo ſetzte er ſich gewöhnlich des Abends nach dem Eſſen an ſeinen Schreibtiſch, dichtete bis um zwei Uhr des Morgens, und rauchte Tabak und trank kalten Kaffee dabei. So verpraßte er ſeine Geiſteskräfte, trotz dem öftern Bitten und Flehen ſeiner Gattin und Aller, die ihn liebten, das heißt: Aller, die ihn umgaben. Schon lange litt ſein Körper, manches Symptom warnte ihn, er achtete nicht darauf — und unterlag.

Zeugen der Liebe ſeiner Mitbürger waren die Thränen, welche am Tage ſeines Leichenbegängniſſes floſſen, die zahlreiche Menge, welche unverabredet herbeiſtrömte, die Lobrede, welche der große Herder unaufgefordert ihm hielt, und endlich das ſchöne einfache Denkmahl, welches kurz nach ſeinem Tode ihm auf dem Kirchhofe zu Weimar errichtet wurde, von — man weiß nicht von wem! Da ſpringt auch an der Mauer der St. Jakobskirche ſein ſehr ähnliches Basrelief in die Augen, darunter erblickt ihr eine Urne, welche auf einem Buche ſteht, mit der Ueberſchrift: dem unvergeßlichen Muſäus.

Ja wohl unvergeßlich! O Geiſt meines theuern Muſäus! meines Freundes! meines Lehrers! ſchwebe hernieder und hauche ſanft die Thräne von meiner Wange, in welcher die Buchſtaben zittern, die mein Herz meiner Feder vorſagte!

Leſer! wenn es euch vorkam, als hätte ich euch manches erzählt, das unwerth ſei der Nachwelt aufbehalten zu werden, ſo verzeiht dem Ausbruch meiner Empfindung! Denkt, ihr gingt bei einem Grabe vorüber, wo ein Sohn um ſeinen Vater weint, und Blumen, ſo gut er ſie hat, auf den Hügel wirft — nicht wahr, ihr würdet ſtehen bleiben, und eure Mitleidsthräne dem Bekümmerten nicht verſagen? Ach! und hättet ihr ihn gekannt, den rechtſchaffenen Mann, den treuen Gatten, den liebreichen Vater, den biedern Freund, immer heiter, immer zufrieden mit dem Wenigen, das ihm der Himmel gab, immer theilend mit dem ärmern Bruder das Wenige, das ihm der Himmel gab, nie ſich bückend vor Rang und Gold, um ſich Gönner zu erſchmeicheln, nie — —

Doch halt! warum wirft du unwillig, lieber Geiſt? — Folgte die Beſcheidenheit, die deines Lebens Gefährtin war, dir auch in's Reich der Schatten? Wohlan! ich ſchweige — und weine!

Auguſt von Kotzebue.

Die gefährliche Wette.

Ein kleiner Roman in zwölf Kapiteln.

Ein Pendant zu der Geſchichte meines Vaters.

Meine väterliche Instruktion

für

diesen Knaben.

Flattere hin, du Kind meiner muthwilligen Laune, über das baltische Meer. Dort wird dir unter dem 59sten Grade ein hoher Thurm entgegenwinken, dem heiligen Olaus geweiht. Bald nachher wird vor deinen Blicken am sandigen Ufer eine Stadt sich ausbreiten, ihr Name ist Reval. Da wohnen der guten Menschen viele, aber ich adressire dich für diesesmal nur an Einen. Dieser Eine ist der Besten Einer, sein Name ist Friedrich von Ungern Sternberg.

Merke wohl auf, du windiger Bube, wie du es anfangen mußt, daß du ihn findest. Sobald das Schiff, mit welchem du segelst, im Hafen die Anker geworfen, und der Offizier des Wachtschiffes deinen Paß gehörig durchgesehen, und deine kleine Person nicht für kontreband erklärt hat; so setzest du dich in eine Schaluppe, landest an der Brücke, steigst aus, und begibst dich durch die große Strandpforte in die Stadt. Da gehst du nun die ganze lange Straße hinauf, und grüßest zu beiden Seiten alle guten Freunde und Bekannte, die sich deines Vaters erinnern.

Dann wirst du am Ende der Straße auf ein Thor stoßen, das geleitet dich zu einem Berge, den mußt du erklettern. Wenn du oben bist, so zeigt sich deinen herumschweifenden Blicken zuerst ein stolzes

Gebäude, das iſt das Schloß. Laß es linker Hand liegen, und beſieh in dem Hauſe neben an mit dankbaren Empfindungen den großen, rothen Seſſel, von welchem die huldreichſte Monarchin deinen kränklichen Vater auf ein ganzes Jahr dispenſirt hat. Dann eile vor der Domkirche vorbei, wo immer viel Zugwind iſt, und ſchlage dich in eine kleine Straße rechter Hand, am Ende derſelben öffnet ſich dir die Ausſicht auf's hohe Meer. In einem großen Hauſe rechter Hand klopfſt du beſcheiden an die Thür eines Zimmers, welches parterre gelegen iſt, öffneſt ſie leiſe, und erblickſt an einem Tiſch, am Fenſter ſitzend, einen ſchönen, jungen Mann, mit dem Pinſel in der Hand. Dieſer Mann, Bube, iſt mein Freund! nenne ihm deinen Vater, und er wird dich freundlich empfangen, wenn er auch ſonſt eben kein großes Behagen an dir finden ſollte. Dieſer Mann hat deinem Vater viele ſeiner kranken Stunden erleichtert, viele ſeiner Launen ertragen, jeden Kummer und jede Freude mit ihm getheilt.

Grüße ihn recht freundlich von mir! ſage ihm, daß ich auch in der Ferne mit der zärtlichſten Sehnſucht ſeiner täglich gedenke, und daß der Bund unſerer Freundſchaft mir heilig ſein wird diesſeits und jenſeits des baltiſchen Meeres, diesſeits und jenſeits des Grabes.

Uebrigens führe dich gut auf in dem Lande, dahin du reiſeſt, denn es iſt ein Land, in welchem dein Vater immer viel Liebes und Gutes genoſſen hat.

Geſchrieben zu Weimar, am 3. Oktober 1790.

Die gefährliche Wette.

(Ein muthwilliger Scherz, welcher auf die nämliche Art entſtanden iſt, wie die Geſchichte meines Vaters im Anfang dieſes Bandes. Die Worte lieferte mir mein Freund Friedrich von Ungern Sternberg, und das iſt Alles, was ich davon zu ſagen weiß.)

Schuſter. Ring. Tabaksdoſe. Gemälde. Orkan. Feuersbrunſt. Schnurrbart. Rendezvous. Badewanne. Thurm. Gelächter. Richter.

Erſtes Kapitel.

Der Schuſter.

Nach mancher kecken Wanderſchaft in fremde Länder war Meiſter Freundlich nun ſeit wenig Wochen in ſeine Vaterſtadt zurückgekehrt. Meiſter und Geſellen der ehrſamen Schuſterzunft empfingen den Wanderer mit traulichem Handſchlag und wohlhergebrachtem Gruß. Ein frohes Mahl wartete ſein in der Herberge, und das braune Bier ſchäumte aus dem vollen Becher ihm entgegen. Bald nachher legte der fleißige Freundlich dem Amte ſein Meiſterſtück vor, und ward als Mitglied der Zunft anerkannt.

Seine Eltern hatten ihm ein kleines Haus hinterlaſſen, groß genug für einen Wohnplatz der Zufriedenheit. Wer in die Kirche, oder in's Schauſpielhaus ging oder fuhr, mußte Meiſter Freundlich's Laden vorbei. Er

war ein Mann von dreißig Jahren, hatte gar nicht die Lavater'sche Schuster-Physiognomie, ein paar kleine, muntere, schwarze Augen blitzten Fröhlichkeit und Freude, Gesundheit färbte seine Wangen, und herkulische Muskelkraft herrschte in seinem ganzen Gliederbau. Wenn er auf seinen Schämel saß, mit flinker Hand die Pfrieme und den Pechdraht führte, so sang er sich ein frohes Lied dabei, und munter zwitscherte die Lerche d'rein, welche zwischen grünen Zweigen im Käfich an seinem Fenster hing. Manches ehrsame Bürgermädchen ging viermal im Tage durch die Straße, ihren Geschäften nach, wenn sie es in zweimal hätte verrichten können.

»Gott grüße Ihn! Meister Freundlich!« lispelten sie zu ihm hinüber. Schönen Dank, Jungfer! nickte der wackere Geselle, und schien nicht zu bemerken, wenn diese oder jene ihr Halstuch ein wenig verschob, oder sich an der Ecke noch ein paarmal nach ihm umsah.

Meister Freundlich verspürte noch keinen Minnetrieb, sich ein Nest zu bauen, er meinte, das Zwitschern der Lerche sei ihm lieber als Kindergeschrei.

Einst, an einem schwülen Sommerabend, lag er nach vollbrachter Arbeit, sein Pfeifchen schmauchend, im offenen Fenster. Ein Gewitter stieg langsam am westlichen Horizont herauf, die Luft war so still, so drückend, es donnerte von ferne, seine Lerche saß mit ausgespreizten Federn in ihrem Käfich, als habe sie die Darre.

»Es wird ein schweres Wetter werden!« murmelte

Meiſter Freundlich, holte ſein Geſangbuch vom Geſimſe herab, und ſchlug ein Lied auf, beim Donnerwetter zu ſingen. Kaum hatte er einige Strophen intonirt, als eben das Schauſpiel geendigt war, und in lichten, bunten Haufen Karoſſen und Fußgänger durch die Straße wallten. Aber ach! plötzlich entſtand ein Wirbelwind, mit ihm zog das Gewitter ſchnell herauf, der Hagel praſſelte an die Fenſter, ein Donnerſchlag, daß die Scheiben zitterten. Das bunte Völkchen aus Thaliens Tempel ward zerſtreut, wie die Nonnen und Mönche, welche Oberon jagt. Hier rollte ein Hut die Straße hinab, dort flatterte ein florenes Halstuch in die Luft; hier ſegelte ein Jüngling, in deſſen Mantel ſich der Wind gefangen hatte, dort hielt ein Mädchen mit beiden Händen ihre Haube, und ein Greis ſeine Perücke.

Drei junge Weiberchen, welche ſich ein wenig verſpätet hatten, wurden vom Hagelwetter und Wirbelwind ſo mächtig ereilt, daß ſie über Hals und Kopf in Meiſter Freundlich's Laden ſtürzten, und um Erlaubniß baten, das ſchreckliche Ungewitter unter ſeinem Dache abzuwarten. „Immer herein!“ ſprach Meiſter Freundlich, indem er ihnen ein paar alte, lederne Stühle ſetzte; „es wird nicht lange dauern, ſo klärt ſich der Himmel wieder auf, wir wollen indeſſen ein geiſtliches Lied anſtimmen.“ Er nahm ſein Buch zur Hand, und ſang andächtig fort. Die drei jungen Weiberchen beknixten einander, brachten ihre Kopfzeuge und Halstücher in Ordnung, und ſo oft ein Donnerſchlag

krachte, fielen ſie mit kreiſchender Stimme in die Melodie des Liedes ein; wenn es wieder ſtill wurde, begafften ſie einander vom Kopf bis zum Fuße, und eine jede glaubte am geſchmackvollſten gekleidet zu ſein.

Meiſter Freundlich's Geſang ging zu Ende, er ſchwieg und das Donnerwetter ſchwieg auch. Nur in der Ferne brummte noch zuweilen ein Schlag, die Lerche fing an zu ſingen, die Damen erholten ſich. »Mein armer Mann!« ſprach Amalie, „wird ſich recht um mich ängſtigen.“

Henriette. Der meinige ſucht mich gewiß ſchon in der ganzen Stadt.

Sibille. Dem meinigen ſchmeckt kein Biſſen, wenn ich nicht bald nach Hauſe komme.

Amalie. Es ſoll auch das letzte Mal ſein, daß ich zu Fuße in's Schauſpiel gehe. Eines meiner Pferde iſt lahm.

Henriette. Mein Kutſcher iſt krank.

Sibille. Mein Wagen iſt zerbrochen.

Amalie. Ich erwarte alle Augenblicke eine Miethkutſche, mein Mann iſt viel zu beſorgt um mich.

Henriette. Der meinige ſchickt mir gewiß eine Sänfte.

Sibille. Wüßte der meinige wo ich zu finden bin, er würde mich auf den Händen nach Hauſe tragen.

Amalie. Wie glücklich man doch iſt, wenn man ſo geliebt wird. Mein Mann kömmt meinen kleinſten Wünſchen zuvor.

Henriette. Der meinige lieſt ſie mir aus den Augen.

Sibille. Der meinige läßt mir gar nichts zu wünſchen übrig.

Amalie. Und seine geprüfte Treue —

Henriette und Sibille. O was das betrifft, da gibt der meinige gewiß nichts nach.

Amalie. Es pflegt wohl zu geschehen, daß aus einem brausenden, wilden Jüngling, nach mancher Ausschweifung, ein stiller gesetzter Ehemann wird; ich hingegen darf mich des seltenen Glückes rühmen, meinen Gemahl als Junggesellen in meine Arme geschlossen zu haben.

Henriette. O der meinige war so keusch, als der junge Mensch im La Fontaine, welcher die Mädchen für Gänse hielt.

Sibille (verschämt). Und der meinige wußte nicht einmal — hä! hä! hä! — er wußte nicht einmal —

Amalie (mit einem Knix). Darf ich fragen, mit wem ich die Ehre habe zu reden?

Sibille (mit einem Knix). Zu dienen, mit der Zolleinspektorin Flink.

Und Sie?

Amalie (mit einem Knix). Aufzuwarten, die Magisterin Balg. (Zu Henrietten.)

Und Sie?

Henriette (mit einem Knix). Zu Befehl, die Advokatin Schwefel.

»Ich freue mich die Ehre zu haben, Sie kennen zu lernen.« »Die Ehre ist auf meiner Seite.« »Sie belieben zu spaßen.« »Sie beschämen mich ganz.« »Sie sind allzu gütig ꝛc. ꝛc. ꝛc.«

Meister Freundlich. Hm! das hätte ich doch nicht gedacht, daß ich diesen Abend die drei glücklichsten Frauen der Stadt unter meinem Dache sehen würde.

Amalie. Er hat Recht, Meister, nichts mangelt meinem Glücke, ich habe mein reichliches Auskommen.

Henriette. Mein Mann läßt es mir an nichts fehlen.

Sibille. Ich trage die Schlüssel zum Geldkasten selbst bei mir.

Amalie. Doch Reichthum und Ehre machen nicht allein die Zufriedenheit des Menschen aus. Weit höher, als das, schätze ich meines Mannes Liebe und Treue.

Henriette und Sibille. So denke ich auch.

Amalie. Auf die letztere darf ich bauen, wie auf einen Felsen von Granit. Mein Mann ist kalt wie Eis gegen jedes weibliche Geschöpf.

Henriette. Der meinige sieht kein Frauenzimmer im Wege an.

Sibille. Der meinige wendet den Kopf weg.

Amalie. Sie selbst, meine Damen, so schön sie sind, würden meinen Mann zu keiner Untreue verleiten.

Henriette (spöttisch). Die Behauptung ist ein wenig kühn.

Sibille. Wir werden ihn nicht in Versuchung führen.

Henriette. Wer immer Wasser trank, vermißt den Wein nicht.

Amalie. Doch besser klares Wasser als eine Pfütze.

Sibille. Und besser schweigen als mit Narren reden.

Amalie. Kinder und Narren reden die Wahrheit.

Henriette. Darum iſt auch Schweigen das Heiligthum der Klugheit.

Sibille. Und ein immer offenes Herz wie ein offener Brief.

Amalie. Beſchämte Eitelkeit iſt luſtig, ha! ha! ha!

Henriette. Sie kommen aus der Komödie, Madame, und haben nicht natürlicher lachen gelernt?

Amalie. Sie haben Recht, Madame, an Stoff fehlt es mir nicht.

Sibille. So wenig als an Impertinenz.

Der Leſer ſieht, welch ein neues Donnerwetter heraufzieht, fürchterlicher als jenes, vor welchem die Damen in Meiſter Freundlich's Schuſterbude flohen. Die Blitze ziſchten links und rechts, fuhren überall in brennbare Materie, und hätte Meiſter Freundlich ſich nicht zum Wetterableiter aufgeworfen, ſo wären die Hauben und Halstücher umſonſt dem Wirbelwinde entgangen.

»Die Frauenzimmerchen,« hub er an, »ereifern ſich ohne zu wiſſen warum. So viel ich von der Sache verſtanden, glaubt eine jede von ihnen den Vogel Phönix zu beſitzen, das heißt, einen treuen Ehemann. Nun denke ich ſo in meiner Einfalt, diejenige ſei glücklich, welche ſich das Ding einmal recht feſt in den Kopf geſetzt, und es könne ihr ſehr gleichgiltig ſein, ob man es glauben wolle oder nicht. Wenn aber die Frauenzimmerchen darauf beſtehen, daß man ihnen auf's Wort trauen ſoll, und die Treue ihrer Ehemänner

probefest ist; so können sie ja einen Versuch unter einander machen, ob es einer von ihnen gelinge, der andern ihren Gemahl wegzukapern, und ihn zu einer Treulosigkeit zu verleiten. Da wird sich's bald finden, welche Dame die meisten Reize, welcher Ehemann die meiste Standhaftigkeit besitzt.»

So wie einst Pulsio und Varen, Todfeinde seit Jahren, dem Zweikampf entsagten, um in der ersten Schlacht Beweise ihrer Tapferkeit zu geben, Wort hielten, als Helden, und darum vom Cäsar verewigt wurden; so goß jetzt Meister Freundlich's kurze Rede heldenmüthige Entschlüsse, edlere Vorsätze in die schönen Busen der Damen. »Ein guter Vorschlag! das wollen wir! das wollen wir!» tönten einmüthig ihre Kehlen, die einzige Möglichkeit vielleicht, drei weibliche Kehlen in einen Ton zu stimmen. Die Verabredung wurde folgendermaßen getroffen:

Erstens: Wird den Schönen eine Frist von vier Wochen verstattet, in welcher es ihnen frei steht, sich aller Gewebe, Netze, Schlingen und Angeln zu bedienen, welche Natur oder Kunst ihnen verliehen, um den Vogel oder den Fisch in's Garn zu locken. Die Frau Magisterin Balg wird angewiesen, dieses mißliche Experiment mit dem Herrn Advokaten Schwefel anzustellen; die Frau Advokatin Schwefel mit dem Herrn Inspektor Flink, und die Frau Inspektorin Flink mit dem Herrn Magister Balg.

Zweitens: Eine jede von den respektive Kontrahentinnen macht sich anheischig, noch am selbigen Abend ihren

theuren Ehekonsorten mit irgend einem Kleinod zu beschenken, unter der ausdrücklichen Verwarnung, dasselbe unter keinerlei Vorwand zu veräußern. Madame Balg bestimmt hiezu einen kostbaren Ring von ihrem eigenen Haar; Madame Schwefel eine Tabaksdose mit Brillanten besetzt; und Madame Flink ihr liebenswürdiges Portrait in edle Steine gefaßt.

Drittens: An dem Tage, an welchem die vierwöchentliche Frist abgelaufen, erscheinen sämmtliche Kontrahentinnen wiederum in Meister Freundlich's Laden, legen daselbst Rechenschaft von ihren Progressen ab, und bescheinigen die Wahrheit ihrer Aussage durch Vorzeigung desjenigen Kleinods, welches sie dem fremden, liebetrunkenen Ehemanne in irgend einer süßen Stunde entlockten.

Viertens: Diejenige, oder diejenigen, welchen Geschicklichkeit und Glück ein solches Unterpfand in die Hände geführt, werden auf ewig dessen Eigenthümerinnen, und haben es zu betrachten als den goldenen Apfel, welcher ihren Reizen gebührt.

Fünftens: Schwört jede Dame bei ihrer unverwelklichen Schönheit, ihre Ehehälfte keineswegs vor der drohenden Gefahr zu warnen, sondern den Nachen der ehelichen Liebe, allein mit dem Steuerruder der ehelichen Treue bewaffnet, hinaus auf's hohe Meer zu senden, ja nicht einmal mit einer Silbe der an diesem Abend gemachten Bekanntschaft zu erwähnen, auf daß sorglose Sicherheit ihren Fittig über jedes Ehebett verbreite. Und endlich

Sechstens (hub Meister Freundlich an): »wette ich mit jedem von den Frauenzimmerchen um ein Paar neue Schuh, daß heute über vier Wochen sie ihre Kleinodien sämmtlich vertauscht haben.«

Die Damen lächelten, und gingen den Vorschlag ein, eine jede fest bei sich überzeugt, daß nur sie die Wette gewinnen werde.

Zweites Kapitel.

Der Ring.

Dame Balg schürzte ihre Röcke so hoch, daß die Grenzen von einem Paar allerliebsten Waden sichtbar wurden. Der Platzregen hatte die Steine blank gewaschen, sie trippelte vorsichtig von einem zum andern, und erreichte glücklich ihre Wohnung mit unbeschmutzten Schuhen. Sie fand daselbst ihren Gemahl, den Herrn Magister Balg, mit dessen Kopf und Beinen ich nunmehr den Leser bekannt zu machen genöthigt bin. Ich erwähne mit gutem Bedacht nur seines Kopfes und seiner Beine, denn was an Brust und Bauch und Rücken ihm der Himmel verlieh, war blutwenig, und selbst dies wenige vorne und hinten so in die Breite und Höhe gewölbt, daß seine Schuhschnallen ihm unsichtbar blieben, und sein Haarbeutel in horizontaler Lage ruhte. Dagegen trugen ein Paar wadenlose Stelzen einen ungeheuren, länglich runden Kopf, an welchem, unter einem Walde von Augen-

braunen, zwei kleine, grüne Sterne funkelten, und Naſe und Kinn ſich brüderlich vereinten, den Felſenſchlund, der zwiſchen ihnen lag, neugierigen Blicken zu entziehen. Seine Wangen ruhten kühl im Schatten von zwei großen Backenknochen, und ſeine gefurchte Stirn war ein Tummelplatz tiefſinniger Gedanken.

Amalie ſtand an ſeiner Seite wie eine junge Birke neben einem Kürbis. Sie hatte ehemals, da noch jungfräuliche Fantaſie roſenrothe Brillen ihr lieh, viel und mancherlei ſiegwartiſirt; auch hatte die milde Hand der guten Mutter Natur mit manchem blühenden Reiz das blonde Mädchen begabt. Hingegen war das Glück an dieſem holden Geſchöpfe ſo karg und unempfindlich vorübergegangen, daß in dieſen koſtſpieligen Zeiten kein rüſtiger Jüngling es wagen wollte, in ihren Armen von Luft und Liebe zu leben. Magiſter Balg, ein reicher Erbe, warb um Amaliens Hand und Herz, und da ſie vergebens hoffte, ihn zu ihr hinauf zu ſtimmen, ſo ſtimmte ſie endlich zu ihm herab, gab ihre Hand Preis, und behielt ſich vor, über das Eigenthum ihres Herzens gelegentlich zu ſchalten.

Sie fand eben nicht Urſach, ihre Wahl zu bereuen. Freund Balg war ein großer Aſtronom, unbekümmert um die irdiſchen Angelegenheiten, wenn man ihn nur ruhig zwiſchen den Sternen herumwandeln ließ. Unfern der Stadt, auf einem ſchroffen Felſen, hatte vor dreihundert Jahren ein adelicher Räuber gehauſet, deſſen zerſtörte Burg, nun eine Wohnung der Eulen, noch manche Trümmer

zeigte. Ein feſter, runder Thurm hatte allein bis jetzt der Gewalt von Jahrhunderten getrotzt, und diente nunmehr dem Magiſter Balg zum Obſervatorium, wie der Fuchsthurm bei Jena dem ſeligen Profeſſor Wiedeburg.

Hier war es, wo unſer kleiner, langbeinichter Freund den Venustrabanten belauerte, und ſeine eigene Venus mit allen ihren Trabanten darüber vergaß. Hier war es, wo er Sonn- und Mondfinſterniſſe berechnete, Kometen und Fixſterne beäugelte, den feuerſpeienden Bergen im Monde nachſpürte, unbekümmert um die lieblichen Schneehügel ſeines jungen Weibchens. Ein Glück für ihn, daß Amalie in ihrer Unſchuld keinen Mangel fühlte; ein Glück für ihn, daß die allmächtige Gewohnheit ihr ſeine langen Beine und ſeine Knochenfinger erträglich machte, obſchon ſie von Natur einen Widerwillen gegen Spinnen hatte. Jeden Monat ein ſeidenes Kleid, alle acht Tage ein neues Kopfzeug, o um dieſen Preis heirathet ein Mädchen den Teufel!

Dem Leſer wird es nun begreiflich ſein, wie Amalie ſo kühn auf ihres Ehegatten Liebe und Treue trotzen konnte. Die Natur ſelbſt hatte gegen jede Verſuchung ihn gewaffnet, er buhlte nur mit dem Sternbild der Caſſiopeja. Sie ſetzte daher mit derſelben Kühnheit ihren ſchönen Ring auf's Spiel, und bot, gefällig lächelnd, nach der Abendtafel dies Kleinod ihm dar.

Magiſter Balg glaubte anfänglich, es ſei vom Ring des Saturn die Rede, als Amalie aber den brillantenen

Reif ihm an den Finger ſchob, verwunderte er ſich höchlich ob der zärtlichen Freigebigkeit ſeiner theuern Ehehälfte, und forſchte, welcher günſtigen Conſtellation der Geſtirne er dies unerwartete Geſchenk verdanke?

Amalie überredete ihren kleinen Magiſter, es ſei heute ſein Geburtstag, und er glaubte ihr das auf's Wort, weil er ſeit zehn Jahren nicht daran gedacht hatte, daß er geboren worden war. Dankbarlich drückte er ſeine Knochenfinger in Amaliens runde fleiſchichte Hand, und verſprach bei allen ſieben Planeten, den Ring, als ein Denkmahl ihrer Liebe, nie anders von ſich zu legen, als wenn er ſich die Hände waſche.

Darauf legte das zufriedene Ehepaar in ſüßer Einigkeit ſich ſchlafen. Amalie träumte von ſchalkhaften Entwürfen, den Advokaten Schwefel in's Netz zu locken, und Magiſter Balg von einem neuen Syſtem der Sonnenflecken.

Drittes Kapitel.

Die Tabaksdoſe.

Auch Madame Schwefel war indeſſen aus Meiſter Freundlich's Wohnplatz der Zufriedenheit in ihre Hölle zurückgekehrt. Henriette gehörte unter die Zahl jener unglücklichen Geſchöpfe, welche man verheirathet, ehe ſie noch der Puppe und dem Blindekuhſpiel entſagt haben. Kaum vierzehn Jahr und ſieben Wochen zählte das muntere Ding,

als Hymen ſchon das Brautgewand ihr reichte, doch nicht in Amor's Fabrik gewebt. Herr Advokat Schwefel war ein eigenſinniger kriklicher Mann, der jedes Stäubchen wegzublaſen pflegte, ſich ärgern konnte, wenn man ihm ein Stück Papier auf ſeinem Arbeitstiſch auch nur um einen Zoll breit weiter gerückt, ein Mann, den eine angebrannte Suppe wochenlang verſtimmen konnte, der gar nicht wieder aufhörte davon zu ſprechen, wenn ſie auch ſchon längſt verdaut war, ein mißtrauiſcher Geſelle, der in jedem Lächeln Spott, in jedem Flüſtern Betrug ahnete.

Arme Henriette! wie mag es ihr ergangen ſein, ihr, die mehr Staub auf die Tiſche tanzte, als ihr Ehegemahl wegblaſen konnte, und die Suppe anbrannte, ſo oft ein Wagen durch die Straße fuhr; ihr, die ſo gern über alles lachte, und ſo glücklich war über ein Nichts lachen zu können. Anfangs ging es noch ſo ziemlich gut, der rüſtige Bräutigam ſchenkte ſeiner kleinen Braut, welcher kaum die Bruſt das Halstuch zu wölben begann, eine goldene Uhr, und Henriette, welche bis dahin unter ihren Spielſachen nur eine zinnerne gehabt hatte, ward ſo geblendet und verblendet durch dies köſtliche Geſchenk, daß ſie ohne alles Bedenken den Advokaten Schwefel unter ihre Spielkameraden aufnahm. Ja, weiter dachte ſie wahrlich nichts bei jenem feierlichen Ja, bei jenem Ringewechſel, wo ein jeder ſeine Freiheit dem andern ſymboliſch an den Finger ſteckt und es tollkühn wagt, ſeine winzige Treue unter dem Bilde der Ewigkeit vorzuſpiegeln.

Die ersten Jahre verstrichen, die Rosenknospe entfaltete sich, der schöne Busen hob sich täglich höher, und in dem schönen Busen entstand ganz unvermuthet ein Herz. O wie erschrack die gute Henriette, als sie das Dasein eines Fremdlings spürte, dessen Besuch mit Ruhe und Freude sich oft so wenig verträgt, und den wir doch um alle Welt nicht verjagen würden; eines Fremdlings, der immer unterhalten sein will, zu dem man nicht sagen darf: »mit Erlaubniß, ich habe ein kleines Geschäft, ich bin den Augenblick wieder bei Ihnen!« der die Vernunft als seine Dienstmagd ansieht, die Widerspenstige in Fesseln schlägt, und am Ende, wenn man dem unartigen Kinde seinen Willen thut, doch nur mit sanfter Traurigkeit belohnt. Womit soll die gute Henriette den fremden Gast unterhalten? mit dem Bilde ihrer theuren Ehehälfte? ja, wäre ihr Herz schon damals, als sie ihre Hand ihm reichte, einer von den Hochzeitgästen gewesen; ja wäre er nicht so mürrisch, so ein Insekt, das sich vom Aktenstaube nährt! indessen dienten doch seiner Stirn Gewohnheit und Erziehung zum sichern Schutz, Henriette fühlte und wußte nicht recht, was sie mit diesem Gefühl anfangen sollte, es war ihr zu Muthe wie damals, als sie die zinnerne Uhr mit einer goldenen vertauscht hatte.

In solch einer Stimmung führte irgend ein Dämon das Ungewitter herbei, welches Anlaß zu jener vermaledeiten Wette gab. Ihr Herz ahnete Beschäftigung, ihr Stolz war verwundet, was bedurfte es mehr, um in einem

Augenblicke den kühnen Entschluß keimen und reifen zu lassen, auf Kosten ihres Gemahls, des erstern Bedürfniß zu befriedigen, die Wunden des letztern zu heilen.

Voll von diesem Entwurfe betrat sie die Schwelle ihres Hauses, und hörte ihren Eheherrn schon auf der Treppe poltern.

Er. Madame kommen sehr früh nach Hause!

Sie. O es wäre lustig, wenn Sie dem Donnerwetter einen Prozeß machten.

Er. Wirklich, ein Frauenzimmer, das um eine Ausflucht verlegen ist, schämt sich nicht, selbst den Himmel in sein Interesse zu ziehen.

Sie. Ich freue mich, daß Sie so fest geschlafen haben, einige Schläge waren wirklich stark.

Er. O ich weiß, eine leichtsinnige Frau sieht es gar zu gern, wenn ihr Mann fest schläft. Aber ich werde erwachen, Madame, ich werde erwachen!

Sie. So werde ich Ihnen einen guten Morgen wünschen.

Er. Darf ich fragen, warum es Ihnen bequemer war, das Ungewitter auf der Straße abzuwarten, als in Ihrem eigenen Hause?

Sie (mit Kälte). Weil ich lieber die Wolken als meinen Mann donnern höre.

Er. Ernsthaft, Madame, Sie bringen mich in Harnisch.

Sie (lächelnd). Mein Bester, Sie sind ja immer ge-

rüſtet. Ernſthaft alſo: ich war im Schauſpiel, das wiſſen Sie; als ich nach Hauſe gehen wollte, hat es gedonnert und geblitzt, geregnet und gehagelt, das wiſſen Sie auch; ich trat in das erſte beſte Haus, bis das Gewitter vorüber war, das konnten Sie vermuthen; ich komme nach Hauſe, alles ging ſehr natürlich zu.

Er. In welches Haus traten Sie, wenn ich fragen darf?

Sie. In das Haus eines Schuſters.

Er. Eines Schuſters? welches Schuſters?

Sie. Ja, mein Gott, wer kann alle Schuſter kennen.

Er. Aber woher wiſſen Sie denn, daß der Mann ein Schuſter war?

Sie. Da haben Sie wieder einmal Recht. Es kann auch ſein, er war ein Prinz, der zu ſeinem Vergnügen Schuhe machte. Nein, wirklich, gefragt habe ich ihn nicht. Sein Handwerksgeräthe hat mich zu dieſem Irrthum verleitet.

Er. Nicht ſpöttiſch, Madame! waren Sie ganz allein da?

Sie. Ganz allein! ſtellen Sie ſich vor, liebes Männchen, ganz allein mit einem unbeweibten Schuſter mitten im Donnerwetter, welch eine romantiſche Scene!

Er. Und als Sie gingen, reichte Ihnen Niemand den Arm? kein junger Stutzer, der Sie vielleicht in der Komödie beäugelt hatte?

Sie. Ach nein! das Gewitter hatte ſie alle aus einander gejagt.

Er. O verſtecken Sie ſich nicht hinter kahlen Scherz,

ich weiß, daß der Seufzer Ihnen Ernſt war. Verdammt! über das weibliche Geſindel mit Gift im Herzen und Honigſeim auf den Lippen. Dient man euch nicht immer zur Ehrenwache, läßt man den Käſicht nur ein einziges Mal offen ſtehen, huſch iſt der Vogel heraus!

Sie. Wenn das Bild vom Käſicht wahr iſt, ſo mögen Sie Recht haben. Aber mein geſtrenger Herr, es iſt doch ſonderbar, daß ihr mit uns umgehen wollt, wie mit Kindern, die keinen Tropfen Wein zu trinken bekommen, indeß der Vater ſich einen Rauſch zulegt. Leuchtet uns mit eurem Beiſpiel, löſcht die Fackel der ehelichen Treue nicht in jeder Pfütze aus, an der ihr vorüber geht, wenn ihr wollt, daß ihre Flamme immer rein in eurer Weiber Herzen lodern ſoll. Aber da flattern ſie wie die Bienen von einer Blume zur andern, nur mit dem Unterſchied, daß die Biene ſammelt, und der Ehegemahl verſchwendet, eine Untreue martert ihr Gewiſſen ſo wenig, als ein geſchlachtetes Huhn das meinige. Geſetze geben iſt leicht, mein Herr, Geſetze befolgen ſchwerer.

Er. Wirklich, Madame, Sie lernen täglich beſſer plaudern. Deſto ſchlimmer für mich! aber das Bild, welches Sie da vom Ehemanne entwarfen, es war doch wohl nicht mein Bild? gab ich Ihnen nicht ſtets das Beiſpiel ehelicher Liebe und Treue? bin ich nicht immer um Sie wie Ihr Schatten? genieß' ich ein Vergnügen ohne Sie?

Sie. Beinahe möchte ich antworten, Sie genießen gar keines, denn Sie pflegen ſich ſelbſt ein jedes zu verbit-

tern. Aber was Sie da von meinem Schatten zu ſagen beliebten, war wohl nur eine ſchöne Phraſe. Den ganzen Morgen laufen Sie, mit Ihren Akten unter dem Arm, Straße auf, Straße nieder, und wer ſteht mir dafür, daß Sie die Akten nicht ſo pro forma unter dem Arme tragen. Die gute Frau hat zu Hauſe in ihrer Küche zu thun, die wird Ihnen nicht nachlaufen. Dann kommt vollends noch ſo manche Reiſe über Land hinzu, hier einen Termin abzuwarten, dort einen böſen Gläubiger zu mahnen, o wahrlich! da muß ich oft ſchattenlos herumirren, mein Mißtrauen in mich verſchließen, mich zwingen, ein Liedchen zu trällern, wenn der Argwohn in mir zu niſten droht.

Er. Haben's nicht nöthig, Madame, haben's nicht nöthig, werden mich nie auf einem fahlen Pferde ertappen.

Sie. Deſto beſſer! um ſo weniger werden Sie ſich ſcheuen, einer kleinen Probe ſich zu unterwerfen, die mein muthwilliges Gehirn ſo eben ausgeheckt.

Er. Nun laſſen Sie hören.

Sie. Es gelüſtete Sie ſchon lange nach der ſchönen Tabaksdoſe mit Brillanten, welche ich von meiner alten Pathe zum Geſchenk erhielt. Hier iſt ſie, ich ſchenke ſie Ihnen, aber unter der Bedingung, daß ſie nie aus Ihren Händen komme, daß kein feines Liebchen ſie Ihnen abſchwatze, daß ſie nie der Preis einer Schäferſtunde werde.

Die Aufforderung ward auf der Stelle angenommen, und der mürriſche Gatte freute ſich von Herzen um einen ſo wohlfeilen Preis Beſitzer jenes Kleinodes zu ſein. Er

füllte die Doſe ſogleich mit ſpaniſchem Tabak, ſchlürfte wollüſtig eine Priſe in die Naſe, ohne zu argwöhnen, daß aus dieſem Staube ihm ein Paar der niedlichſten Hörner hervorwachſen würden.

Viertes Kapitel.

Das Gemälde.

Man ſagt, es gebe nicht zwei Dinge auf der Welt, die einander vollkommen ähnlich ſein, eben ſo wenig ein Ehepaar, deſſen Seelen in vollkommnen Einklang geſtimmt wurden. Zwei dergleichen haben wir ſchon hinter ihrer Stubenthür belauſcht, auch ein drittes wird dieſe Erfahrung beſtätigen, und wenn es mir vergönnt wäre, die Gardinen aller Ehebetten in ganz Europa, die meinige nicht ausgenommen, mit dreiſter Hand vor euren lüſternen Blicken aufzuziehen, ihr würdet finden, daß auch das ſanfteſte, beſte Weibchen oft links will, wenn ihr Geſpann ſich rechts dreht, und ſo umgekehrt.

Der Eheſtand iſt der Pflug, vor welchen man zwei Ochſen ſpannt, friedlich neben einander den Acker zu furchen. Nun kommt Alles dabei auf den Treiber an. Geht der Gott der Liebe hinter dem Pfluge her, iſt er es, der am Abend die Unterjochten in den Stall begleitet, ſich lagert zwiſchen Beide, wenn ſie ihr karges Abendbrot verzehren, und mit ſanfter Hand den Schlummer auf ihre Augenlieder herabwinkt, o dann vergißt ſich bald des Tages

Last und Hitze! dann darf kühn der Gott der Ehen rufen: mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht! wo aber Mißtrauen, Widerwillen, Mangel und Eifersucht die Sklavenpeitsche schwingen, o da wäre es besser, einen Mühlstein zum Halsgeschmeide, in des Meeres Tiefe sein Grab zu suchen.

Doch die wohlthätige Natur hat manches fühlloſe Herz gepanzert gleich der Schildkröte, es trägt die größte Last, ohne zerquetscht zu werden. Zu dieser Gattung gehörte auch der Zollinspektor Flink. Er war ein rüstiger Bursch, aus dessen Augen die Freude funkelte. In seinen jüngern Jahren folgte er dem Stabe Merkurs, hatte einen Kramladen von allerlei Seidenwaren, kaufte, verkaufte, handelte und tauschte. Doch bald erwies sich auch an ihm die Wahrheit des Satzes, daß noch kein Sanguineus zum Kaufmann geboren wurde. Das langweilige Buchführen, das ewige Credit und Debet, Addiren und Subtrahiren, die nothwendige pünktliche Ordnung, alles das ward dem Herrn Flink bald zum Ekel, er ließ seine Bedienten schalten und walten, schlug seine Wohnung in Kaffeehäusern auf, schenkte jedem hübschen Mädchen, das ihm einen freundlichen Blick zuwarf, ein Stück Zeug oder ein seidenes Halstuch, und fand auf diese Weise bald den Weg zum Hospital. Auf geziemendes Ansuchen seiner Korrespondenten erschien ein Paar ernsthafter Männer, versiegelte sein Warenlager, und setzte den Herrn Flink auf die Straße. Ihm blieb nichts übrig, um Hunger und Mangel zu verscheuchen, als eine artige Figur.

Doch jeder Mensch auf der Welt besitzt irgend etwas, und weiß er dies etwas geltend zu machen, so ist er geborgen. Der Fehler ist gewöhnlich der, daß er sein etwas nicht kennt, ein Fehler, welchen man unserm Flink nicht vorwerfen konnte. Er wußte recht gut, wie zierlich sein Wuchs, wie feurig sein Auge, wie blühend seine Wange sei, und ehe ein halbes Jahr verstrich, war er Bräutigam der Demoiselle Sibille, ein kleiner Teufel, mit einer artigen Stumpfnase und zwanzigtausend harten Thalern.

Wie es ihm ergangen, seit er diesen Knoten geschürzt, nun das werden wir bei der Zurückkunft seiner Dame aus Meister Freundlich's Asyl des breiteren vernehmen.

Keifend betrat Sibille die Schwelle ihrer Hausthür, denn sie war unterweges in eine Pfütze getreten, ihr Kopfzeug durch einen Windstoß zerstört, und ihr seidener Mantel durch eine Dachtraufe beschädigt worden. »Wo ist mein Mann?« war ihre erste Frage. »Nicht zu Hause« die Antwort.

»Wieder nicht zu Hause? ich darf nur den Rücken wenden, so springt das Herrchen über Tisch und Bänke.«

Das Kammerkätzchen ward herbeigerufen, Sibille entkleidete sich belfernd, schüttete Ohrfeigen aus dem Füllhorn ihres Mißmuths, warf einen Pantoffel nach dem Bedienten, der den Tisch zu decken kam, und verscheuchte ihren Schoßhund durch einen Fußtritt in den verborgensten Winkel unter den Sofa. Es schlug zehn Uhr, der treue Flink ließ sich noch nicht sehen; die Speisen wurden auf-

getragen; Sibille kaute und wiederkaute, bei jedem Biſſen Scheltworte auf ihren ſaubern Gemahl hervorſprudelnd. Sie erzählte den Domeſtiken, ſo wie ſie es ſchon tauſendmal vorher gethan hatte, daß Herr Flink ſo nackend geweſen, als eine Kirchenratte, als ſie ſich ſeiner erbarmt, daß er kein ganzes Hemd auf dem Leibe gehabt, daß das ſchöne Vermögen nur von ihr herſtamme, daß er nicht im Stande ſei, einen Heller zu verdienen, daß ſie ihm den Poſten beim Zollamt für ihr bares Geld gekauft, damit er nur nicht ganz und gar dem lieben Gott die Tage abſtehle.

Unter ſolchen erbaulichen Tiſchgeſprächen ging das Mahl zu Ende, Sibille warf ſich auf den Sofa, gähnte, blätterte in einem Buche, putzte zwanzigmal das Licht aus, ließ es zwanzigmal wieder anzünden, ſchlummerte und erwachte immer wieder, um einige Thränen der Bosheit zu weinen. Nun war es Mitternacht. Der Magiſter Balg träumte ſchon ſeit einigen Stunden von ſeinem Sonnen-Syſtem, Amalie von ihren Eroberungen, der Advokat Schwefel von ſeiner neuen Tabaksdoſe, Henriette von ihren ſchlauen Entwürfen, nur Sibille wälzte ſich ſchlaflos auf ihrem Lager.

Endlich, gegen drei Uhr des Morgens, kam Herr Flink geſchlichen, öffnete leiſe die Thür ſeines Schlafzimmers, trippelte auf den Zähen, um ſeine theure Ehehälfte nicht zu wecken, und ſprach kaum hörbar flüſternd mit dem Bedienten, der ihn auszukleiden hereingetreten war. Aber Sibille vermeinte gar nicht ihn ſo wohlfeilen Kaufs

entschlüpfen zu lassen. Kaum hatte der Bediente das Nachtlicht angebrannt, und das Zimmer verlassen, als sie im bloßen Hemde aus dem Bette sprang, beide Arme in die Seite stemmte, und im lieblichsten Furienton ihren flatterhaften Gemahl anschnalzte. Flink hatte sich auch bereits seiner männlichen Zierde, der Hosen, entlediget, stand im kurzen Nachthemd seiner Gattin gegenüber, und ihm war nicht wohl bei dem ausbrechenden Donnerwetter zu Muthe.

Sie. Sprich, Herumtreiber! rede! aus welchem Meere soll ich meine Geduld schöpfen?

Er. Aus dem Meer der Liebe, mein Schatz.

Sie. O guter Freund, meine Liebe zu dir war nie ein Meer, höchstens eine Quelle, die längst vertrocknet ist.

Er. Das thut mir leid, die meinige sprudelt klar und helle.

Sie. Schweig' von deiner Pfütze! denke nur nicht wieder mit schalen, glatten Lügen durchzuschlüpfen. Wo bist du gewesen?

Er. Allenthalben wo ich war, hat dein Bild mich begleitet.

Sie. So hast du mein Bild sehr gemißbraucht. Aber keine Ausflüchte! wo hast du bis an den hellen lichten Morgen herumgeschwärmt?

Er. Ich war in Gesellschaft einiger Freunde, wir vertieften uns bei der Lektüre eines Buches, die Stunden sind uns zu Minuten geworden.

Sie. So wie jedes Wort in deinem Munde zu einer

Lüge. Du und ein Buch? Ja wenn du von Farobüchern sprichst, so will ich dir wohl glauben. Rede! hast du nicht wieder mein Geld verschleudert? meine schönen harten Thaler auf eine Karte gesetzt?

Er. Bewahre der Himmel!

Sie. Vielleicht gar wieder, wie neulich, meine Schatulle erbrochen, oder meinen Schmuck beim Juden versetzt?

Er. Sibillchen! Sibillchen! wer dich so reden hörte, sollte denken, ich wäre ein ganzer Spitzbube.

Sie. Und thäte dir wohl großes Unrecht.

Er. Du doch gewiß! denn das würde ja aussehen, als ob ich nicht Herr eines Pfennigs wäre.

Sie. Das bist du auch nicht. Ist das Vermögen etwa dein? Hattest du einen Heller in der Tasche, als ich dir die Ehre anthat, dich zum Manne zu machen? hast du vergessen, daß du ohne mich an den Hungerpfoten saugen müßtest?

Er. Wie könnte ich das vergessen, mein Schatz, du erinnerst mich ja täglich daran.

Sie. Desto schlimmer, wenn du undankbarer Weise mein Hab und Gut an liederliche Dirnen verschwendest.

Er. An liederliche Dirnen? ei, ei, mein Engel! da müßte ich deine Reize nicht kennen.

Sie. Schnickschnack! leeres Gewäsche! ich weiß, daß du jeder weißen Schürze nachläufst, ich weiß, daß du verdächtige Häuser besuchst, ich weiß, daß du mein Geld bei Buhlerinnen verprassest —

Er. Da weißt du mehr als ich.

Sie. Schon gut, schon gut, wir wollen sehen. — Höre, Mann! ich will dich auf die Probe stellen, aber Gott sei dir gnädig, wenn du mir nicht Farbe hältst, ich kratze dir die Augen aus!

Er. So würde ich ja außer Stande sein, deine Schönheit zu bewundern.

Sie. Spott! verdammter Spott! aber hüte dich, daß nicht einst der Tag der Vergeltung komme. — Sieh, du logst mir vor einigen Minuten vor, »mein Bild begleite dich allenthalben?« ich will diese Lüge zur Wahrheit machen, damit du eine Sünde weniger auf deinem Gewissen hast. Hier schenke ich dir mein Portrait, unter der Bedingung, daß du es stets bei dir trägst, es für keinen Preis weder verkaufst, noch verschenkst, noch verliebelst, und im Fall du dein Wort nicht hältst, mir die Erlaubniß gibst, dich zum Hause hinaus zu jagen.

Bei den letzten Worten machte sie einen spöttischen Knix, der sich im bloßen Hemde sehr trollig ausnahm.

Herr Flink erstaunte über die unerwartete Wendung des Gesprächs, war froh, um einen so geringen Preis ihren Händen zu entkommen, sprach willig alle Schwüre und Flüche nach, die man ihm vorzuschreiben für gut fand, und kroch in's Bette, um der aufgehenden Sonne entgegen zu schnarchen.

»Aber das ist doch sonderbar!« höre ich einwenden, »im ersten Kapitel dieser wahrhaften Geschichte pochen drei

Weiber auf die Lieb' und Treue ihrer Ehemänner, mit einer Heftigkeit, als wüßte eine jede von ihnen sich im Besitz eines Hüons oder Combabs, und nun, da wir das Ding beim Lichte besehen, findet sich's, daß keine von allen gegründete Hoffnungen aufzeigen kann."

Antwort. Mein Gott! wißt ihr denn noch nicht, daß jedes Weib seine Mitschwestern zu überreden sucht, der Mann, dem es sich ergab, sei der beste, liebevollste, treueste? Es liegt den Damen wahrlich nicht so viel daran, einen guten, braven Ehemann wirklich zu besitzen, als es Andere glauben zu machen. Sie wollen nämlich damit sagen: meine allmächtigen Reize fesseln ihn, machen ihn sanft und geschmeidig, nur für mich hat er Auge und Ohr. Es wäre ja erniedrigend für die weibliche Eitelkeit, gestehen zu müssen, man habe nicht Schönheit, nicht Verstand genug, das Herz eines Mannes auf ewig an sich zu ketten. Glaubt mir, wäre diese wohlthätige Eitelkeit nicht, wir würden der Klagen weit mehrere aus dem Munde schöner Weiber hören. Und diese nämliche Eitelkeit — sie ist meistentheils die Mutter der Eifersucht.

Fünftes Kapitel.

Der Orkan.

»Du solltest doch lieber heute zu Hause bleiben," sagte der Magister Balg zu Amalien, das Wetter ist sehr schlecht, es wütet ein Sturm, wie auf den antillischen Inseln."

Herzlich gern, mein Engel! lispelte das sanfte Weibchen, du weißt, daß ich nirgends lieber bin, als bei dir.

Der langbeinichte Engel schmunzelte.

»Aber, setzte sie hinzu, »wenn es nur nicht schon zu spät ist. In fünf Jahren habe ich die liebe Freundin meiner Jugend, Charlotte Wild, nicht ein einziges Mal gesehen, und doch wohnen wir nur acht Meilen aus einander.«

Er. Ob sich nun aber die Erde, vor eurer Zusammenkunft, einmal mehr oder einmal weniger um ihre Achse dreht, das kömmt doch am Ende auf eins heraus.

Sie. Ja wenn ich ihr nur nicht so bestimmt geschrieben hätte, daß ich gerade heute bei ihr eintreffen wollte. Sie weiß, daß ich Wort zu halten pflege, sie wird mich erwarten, sie wird sich ängstigen, sie wird die ganze Nacht über kein Auge zuthun.

Er. Je nun, wenn nur der Himmel Sternenklar ist, so kann sie sich angenehm genug unterhalten.

Sie. Aber der Fuhrmann ist einmal bestellt, er wird sein Geld haben wollen, und das wäre ja doch auf die Straße geworfen.

Er. Besser, mein Schatz, als daß der Sturm dich auf die Straße wirft.

Sie. Aber du kannst gar nicht glauben, wie unangenehm es ist, sich förmlich zu einer Reise angeschickt zu haben, Wagen und Pferde sind vor der Thür, das Frühstück eingenommen, der Mantel umgeworfen, die Kappe

über den Kopf gezogen, der Geist schwärmt bereits an dem Orte umher, wohin man zu reisen gedenkt, der träge Körper ist nur noch zu Hause. Plötzlich wird das Wetter schlecht, man läßt abspannen, man entkleidet sich, man gähnt, man taumelt aus einem Winkel in den andern, man nimmt ein Buch, wirft es wieder weg, fängt an Filet zu stricken, der Faden reißt, nichts will gelingen, der ganze Tag ist verdorben. Es ist einem gerade so zu Muthe, wie dir zuweilen, mein Engel, wenn du dir vorgenommen hast, eine heitere Nacht auf deinem Observatorium zuzubringen, und des Abends um neun Uhr bewölkt sich der Himmel.

Dies letztere Argument war für den spindelbeinichten Magister das kräftigste, er wußte kein Wort mehr zu entgegnen. Ein fürchterlicher Orkan heulte, aber Amalie warf sich in den Wagen, und rollte zum Thore hinaus, um ihre Freundin Charlotte Wild, in einem Landstädtchen, acht Meilen von da, heimzusuchen.

Ich wette um den ersten Zahn meines jüngst gebornen Kindes, daß der Leser nicht errathen wird, was eigentlich Amalien, bei so stürmischem Wetter, aus ihres Magisters Armen riß. Nicht die Besorgniß, der Freundin ihrer Jugend eine schlaflose Nacht zu verursachen, nicht die Furcht einige Thaler zu verlieren, nicht das Bestreben der Langeweile zu entgehen, welche zwischen ihren vier Pfählen ihr entgegen gähnte; nein, diese ländliche Reise war nichts anders, als der erste Faden eines Planes, welchen die unerschöpfliche weibliche Schlauheit angesponnen hatte. Selbst

der Sturm war ihr willkommen, denn er erleichterte ihr die Mittel zum Zwecke.

Sie hatte nämlich durch ein vertrautes Kammerkätzchen ausgespäht, daß der Advokat Schwefel in der nämlichen Stadt, dem Wohnsitze ihrer Freundin, am andern Morgen einen präcluſiviſchen Termin abzuwarten habe, daß er also ganz unfehlbar dieſe Straße fahren müſſe. Gleich einem Räuber beſchloß Amalie ſich auf der Landſtraße in Hinterhalt zu legen, und ihm Herz und Tabaksdoſe abzutrotzen. Der ſchalkhafte Fuhrmann war beſtochen, und auf die Rolle, welche er ſpielen ſollte, hinlänglich vorbereitet.

Sie fuhren eine Stunde weit, bis auf einen Hügel, von welchem ſie weit hinter ſich herab in's Thal ſehen, und die Kutſche des Advokaten in einer großen Entfernung erblicken konnten. Sobald Amalie ihre Beute witterte, ſprang ſie aus dem Wagen, und befahl ihn umzuwerfen. Ein unverletztes Hinterrad ward abgenommen, in einem kleinen Gebüſche verſteckt, und ein zerbrochenes, welches man zu dieſem Behufe mitgenommen, dafür angeſchroben. In dieſer bejammernswerthen Lage erwartete ſie die Annäherung ihres Ritters. Ihr langes blondes Haar flatterte hoch in den Sturm, ihr weißer Rock ſchmiegte ſich, wenn ſie ſo gegen den Wind ſtand, feſt um ihre Lenden, daß der ſchöne Umriß derſelben, ein vollkommenes Gegenbild zu ihres Gemahls Spindelbeinen, völlig ſichtbar wurde. Die ſtolzen Straußfedern auf dem Hute wallten hoch in die Luft, die dünne Halstuchwolke trieb der Sturm hin und her.

Armer Advokat Schwefel! flieh! flieh! wenn du deinen präcluſiviſchen Termin nicht verſäumen willſt. Hier wartet ein Kläger auf dich, deſſen erſter Blick deine ganze Rechtsgelehrſamkeit zu verſchlingen droht, keine Exception gilt hier, keine Dilation wird verſtattet, kein Eid in's Gewiſſen geſchoben, du mußt ohne Barmherzigkeit bonis cediren, und die Tabaksdoſe, welche deiner ehelichen Treue verhypothecirt wurde, ſteht in Gefahr, den privilegirten Rechten der Liebe überantwortet zu werden.

Umſonſt! ſchon ziehen vier keuchende Rappen ihn langſam den Hügel herauf, ſchon weht der Sturm Amaliens ſanfte Bitte um Hilfe an ſein Ohr. Er befiehlt dem Kutſcher zu halten, betrachtete den umgeworfenen Wagen, das zerbrochene Rad, den ſchönen Umriß der Lenden, und ach! läßt ſich verleiten, auch einen Blick auf die dünne Halstuchwolke zu werfen. Die bejammernswerthe Lage, in welcher ein ſchönes Weib ſich mitten auf der Landſtraße befindet, dringt ihm an's Herz, er frägt, man antwortet ihm, und als er nun vollends erfährt, daß die unbekannte Schöne willens ſei, an den nämlichen Ort zu reiſen, wohin ſeine Geſchäfte ihn rufen, ſo kann er ſich unmöglich entbrechen, ihr den leeren Platz in ſeinem Wagen anzubieten. Das war es eben, was Amalie wünſchte. Das Anerbieten ward züchtiglich angenommen, und in der nächſten Minute ſaßen die neuen Reiſegefährten ſchon dicht neben einander, Knie an Knie, Ellenbogen an Ellenbogen gedrückt. Nun iſt keine Lage auf der Welt, für einen armen Teufel, der nur noch

ein kleines Stückchen Herz im Buſen trägt, gefährlicher als eben dieſe. Der Wagen iſt eng, die Fenſter ſind aufgezogen, je mehr es draußen ſtürmt, je wohler iſt einem zu Muthe, wenn man neben einer ſchönen Frau in Sicherheit ſitzt. Und dann, die Ausdünſtung! Schon der große Boerhaave ſpricht von der mirabili efficacia exhalationum, und der Abt Antonio Genovesi in ſeiner Scienze metafisiche gibt klärlich das Einathmen der Liebe zu.

Unſer Advokat Schwefel hatte keinen von beiden geleſen, aber ſeine eigene traurige Erfahrung überzeugte ihn bald von der Wahrheit jener Behauptungen. Ihr Athem roch wie Pomeranzenblüte — nein! das iſt ein alberner Vergleich. Mulier tum bene olet, ubi nihil olet, ſagt Plautus, »eine Frau riecht am beſten, wenn ſie nach nichts riecht.« Ihr Athem roch alſo nach nichts, aber auch nach gar nichts! es war ein warmes lindes Frühlingsſäuſeln, kommend, man weiß nicht woher, erquickend, man weiß nicht warum. Ihr Auge hatte ſein ſanftes Blau vom heitern Himmel herabgeſtohlen, es war nicht blendend wie die Sonne, es war nicht buhlend mit jedem Verliebten wie der Mond, aber wenn man hinein ſah, ſo glaubte man bis auf den Grund des Herzens hinab zu ſchauen, und überhaupt war es gar nicht rathſam hinein zu ſehen, denn ihr Blick zog mit ſich fort im Wirbel, erſt in weiten, dann in immer engern und engern Kreiſen, hinab, hinab in die Tiefe! verſchlungen ohne Rettung und Wiederkehr. Ihr Buſen und ihre Hand — hier muß ich den Buſen um Verzeihung

bitten; so oft ich einen schönen Busen und eine niedliche Hand beschreiben soll, so oft ärgere ich mich, daß ich nicht zweihundert Jahre früher auf die Welt gekommen. Die Gleichnisse von Schnee, von Lilien, von Schwänen, von Marmor, von Hügeln in dünnes Gewölk versteckt, und so weiter, die hätte ich alle erfunden. Aber nun, im Jahre 1790 hält es verteufelt schwer, sich mit Ehren an die Beschreibung eines Busens zu wagen. In meinem Zimmer steht ein Gipsabguß der Venus von Medicis, und auf meinem Sofa, drei Schritte hinter mir, sitzt ein recht artiges Weibchen; ich habe bei solchen Gelegenheiten zuweilen versucht, mich bei dieser durch einen Kuß, und bei jener durch einen Blick zu begeistern, aber ich habe immer gefunden, daß es leichter ist, einen schönen Busen zu bewundern, als zu beschreiben. Basta also! Amaliens Busen hatte seine Form von der mediceischen Venus erborgt, beleben mag ihn ein jeder mit dem Feuer, das im Busen seines eigenen Mädchens lodert; und dann mag er sich an die Stelle des Advokaten Schwefel denken, und fühlen wie jener, daß es Dinge in der Welt gibt, gegen welche selbst die Jurisprudenz nicht kalt zu bleiben vermag, so eiskalt diese Dame auch übrigens ist.

Sie fuhren und fuhren, der Orkan wüthete fort, der Regen schlug an die Fenster, das blaue Auge strahlte, der schöne Busen klopfte, das runde Knie drückte, der Ellenbogen kitzelte, die Hand von Atlas verirrte sich in die seinige, und der warme, nach gar nichts riechende Athem, welchen

Herr Schwefel mit gierigen Zügen in sich sog, machte seine Brust immer beklommener, sein Herz stieg hinauf in seine Blicke, und mit jeder Minute wuchs die Furcht, daß es endlich von da auf seine Lippen herab steigen werde.

Sechstes Kapitel.

Die Feuersbrunst.

Als die beiden Reisenden gegen Mittag in einem Dorfe anhielten, um die Pferde füttern zu lassen und einige Erfrischungen einzunehmen, waren sie bereits so weit mit einander gekommen, daß der Advokat Schwefel es wagen durfte, Amalien, als er ihr beim Aussteigen den Arm reichte, sanft die Hand zu drücken, welcher Druck noch sanfter erwiedert wurde. Man setzte sich zu Tische, um einen Eierkuchen zu verzehren, und eine Flasche griechischen Wein als Oel in das Feuer der Liebe zu gießen.

Ihr wundert euch vielleicht, daß ich meinen Helden und meine Heldin noch nicht ein einzigesmal redend eingeführt habe? wundert euch nicht, es wurde sehr wenig dabei gesprochen, und auch dies wenige war unbedeutend, betraf meistentheils das schlechte Wetter, welches ohne Aufhören tobte. Rousseau sucht der Sprachen Ursprung auf den Inseln, weil er meint, die Menschen wären durch den engen Raum zur Geselligkeit gezwungen worden; aber mich dünkt, der enge Raum sei dem Entstehen der Sprache eben nicht vortheilhaft; eine Kutsche ist doch wohl enger

als eine Insel, und doch wette ich um das Andenken an den Kuß meiner ersten Geliebten, daß Amalie und ihr Begleiter nie Erfinder der Sprache geworden wären. Auch bei der Mittagstafel, wo sonst der verschlossenste Mund sich gern zu öffnen pflegt, ging es mäuschenstille zu, nur daß sein schmutziger Stiefel sich unter dem Tische einigemal an ihren niedlichen Fuß verirrte, und endlich ihn ganz fest hielt wie der Geier die Taube.

Schon seit einer halben Stunde hatte der Fuhrmann verkündigt, daß seine gesättigten Rappen wieder vorgespannt worden, auch ließ er fleißig den Knall der Peitsche und einige Fuhrmannsflüche hören, aber das trunkene Paar saß noch immer und schmauſete mit den Augen, bis endlich nahe hinter dem Advokaten ein Guckguck aus einer hölzernen Wanduhr ihm viermal in die Ohren schrie; er gedachte an den präclusivischen Termin, hob seine Schöne in den Wagen, die Rappen begannen zu traben, das blaue Auge zu strahlen, der schöne Busen zu klopfen, das runde Knie zu drücken. Alle die Scenen des vorigen Kapitels erneuerten sich.

Die Hochzeit des Figaro kann man hundertmal auf der Pariser Bühne geben, und das Haus ist immer voll, aber die Liebe spielt ihre Scenen hunderttausendmal, und es würde ihr nie an Zuschauern fehlen, wenn die handelnden Personen nicht lieber vor leeren Bänken spielten. Doch so wie man eine Rolle bei der zweiten Vorstellung besser inne hat, mit freierem Anstand auf die Bühne tritt, dem

Einbläſer nicht mehr ängſtlich auf die Worte horchen darf; ſo wagte auch ſchon unſer Advokat Schwefel, durch nähere Bekanntſchaft geſtärkt, durch eine Flaſche Wein begeiſtert, hin und wieder an den Enden des Knotens zu zupfen, der ſich ſo lieblich und wunderſam geſchürzt hatte.

Beati possidentes dachte er, und nahm ihre Hand in Beſitz. Verſchiedene Rechtsregeln drangen ſich ſeinem Gedächtniß auf:

Libertas inaestimabilis res est! da ſeufzte er tief.

Non debet alteri per alterum iniqua conditio inferri. Da dachte er, es ſei doch unbillig, daß ihn ein ſchönes Weib mitten auf der Landſtraße ſo nolens volens um ſeine Ruhe betrogen. Aber was ſollte er nun anfangen?

Semper in dubiis benigniora praeferenda sunt, man muß den Weg der Güte einſchlagen. Doch iſt das Unternehmen auch recht, deſſen Entwurf er ſich ſelbſt kaum zu geſtehen wagt? Aber kann er denn widerſtehen?

Culpa caret, qui scit, sed prohibere non potest.

Impossibilium nulla est obligatio.

Doch was wird ſeine Frau dazu ſagen?

Velle non creditur, qui obsequitur imperio patris, vel domini (vel uxoris).

Aber iſt er denn ſicher, daß das neben ihm ſitzende Weibchen nicht ſeinen Antrag verächtlich von der Hand weiſe? hat ſie mit einem Worte, mit einer Silbe ihm Aufmunterung gegeben?

Qui tacet non utique fatetur, sed tamen verum est, eum non negare.

Aber wer leiht ihm Kraft und Muth, das kühne Wagstück auszuführen?

Vani timoris justa excusatio non est.

Auf diese drollige Weise wechselten Ebbe und Flut in seinem juristischen Gehirn. Meine schönen Leserinnen bitte ich um Verzeihung wegen des Lateinischen, daß sie nicht verstanden haben, und ich selbst auch nicht verstehe. Wir haben beide nichts dabei verloren, die Liebe ist im Griechischen, Lateinischen und im Hebräischen immer einerlei, und was sie eigentlich ist, läßt sich in keiner Sprache erklären. Kurz! der Himmel weiß, wohin es noch endlich im engen Bezirk des Wagens mit der ehelichen Treue des Advokaten Schwefel gekommen sein würde, zumal da es bereits anfing dunkel zu werden, hätte nicht plötzlich der Fuhrmann vor einem Wirthshause an der Straße stille gehalten, den Schlag geöffnet, und naß wie ein Pudelhund, erstarrt wie ein Murmelthier, mit einem kräftigen Fluche betheuert, daß es ihm unmöglich sei in diesem Hundewetter weiter zu fahren. Der Advokat erwachte aus seinem Taumel, sah das Schreckensbild des präclusivischen Termins vor sich, und bestund darauf, noch heute, wäre es auch erst um Mitternacht, an Ort und Stelle zu sein.

Umsonst! dem Fuhrmann waren seine vier Rappen und sein eigener Leichnam zu lieb. Alles was sein Passagier durch Bitten und Drohen, durch Geld und gute

Worte von ihm erlangen konnte, war das Versprechen, in der früheſten Morgenſtunde aufzubrechen, und ihn, ehe noch die Glocke neune gebrummt, ſicher und wohlbehalten vor dem Tempel der Themis abzuſetzen.

Amalien war dieſer Zufall ſehr willkommen, man ſtieg aus, das Feuer praſſelte im Kamin, ein junges Huhn ward in den Topf geſteckt, eine kräftige Suppe zubereitet, eine zweite Flaſche Wein aus dem Kutſchkaſten geholt und das alte Spiel begann von neuem.

Während der Mahlzeit nahm der Advokat Schwefel einigemal eine Priſe aus der ſchönen Tabaksdoſe ſeiner Henriette. Amalie bat ſich dies Kleinod zum beſehen aus, drehte es hin und her in ihren weißen Händen, ermangelte nicht, es ausſchweifend zu loben, den Beſitzer einer ſolchen Doſe glücklich zu preiſen, mit einem Seufzer anzumerken, wie lange ſie ſchon eine dergleichen zu haben gewünſcht, und was an glatten Worten die lüſterne Begier ihr ſonſt noch zuflüſterte. Aber unſer Prieſter der Gerechtigkeit, unerfahren in den Miſterien der Galanterie, war und blieb taub. Er betrachtete ihr öfteres Erwähnen der Doſe nur als ein dilatoriſches Verfahren, und verwandelte das Geſpräch immer wieder in ſtummes Mienenſpiel.

Inzwiſchen hatte der Abend ſeiner finſtern Schweſter der Nacht das Feld geräumt, es war Zeit ſchlafen zu gehen, und der Wohlſtand befahl ſich zu trennen. Was auch für kühne Bitten auf der Lippe des Advokaten ſchwebten,

so wagte er es doch noch nicht, seine Zunge zu entfesseln. Was auch Amalie in's Geheim zu gewähren beschlossen hatte, so verbot ihr doch die weibliche Bescheidenheit, ihren Reisegefährten sein Glück ahnen zu lassen. Sie trippelte also in ein anderes Zimmer, wo man ein Bett für sie zubereitet, und entkleidete sich, ließ das Licht brennen, und versuchte zu schlummern. Umsonst! sie vermochte kein Auge zu schließen, als habe man aus der schönen Dose ihr Tabak hineingestreut. Sie ging in Gedanken alle die Romane durch, welche sie einst gelesen oder gespielt hatte, und endlich gerieth sie auf einen Einfall, den sie fest hielt, hin und her rollte, auf allen Seiten bearbeitete, bis sie ihn ihrer Meinung nach völlig gerundet hatte.

Sie sprang auf, riß die Bettgardinen von Nesseltuch herunter, trug sie mitten in das Zimmer und zündete sie an; jedoch mit Vorsicht, so daß die Flamme keinen der angrenzenden Gegenstände ergreifen konnte. Als nun der ganze brennbare Vorrath in Zunder verwandelt da lag, und dicker Rauch das Zimmer füllte, da lief sie in das Schlafgemach ihres Reisegefährten, warf sich athemlos und ängstlich bebend auf den Sopha, und schrie Feuer! Feuer!

Der Advokat erkundigte sich bestürzt nach der Ursache des Lärms. Amalie zog ihn schweigend bis an die Thür ihres Zimmers, aus welchem der dicke Rauch ihm entgegen dampfte. Die Leute im Hause lagen im ersten Schlafe, er wollte durch sein Geschrei sie wecken, allein Amalie

verhinderte ihn weislich daran, indem sie ihm zurief: die Flamme sei bereits gelöscht, das Licht habe, indem sie geschlummert, ihre Bettgardinen ergriffen, sie sei erwacht, habe alle ihre Geistesgegenwart zu Hilfe gerufen, die Gardinen herunter gerissen, und so das Feuer gedämpft. Aber nun sei sie durch den dicken Rauch, der ihr die Augen wund gebissen, aus ihrem Schlafzimmer verjagt worden, und wisse nicht, wo sie den übrigen Theil der Nacht zubringen solle.

»Wo anders, Madame, als in meinem Zimmer?« versetzte unser Held, indem er ihr seinen Arm reichte; »ich räume es Ihnen mit Vergnügen ein.«

Der Vorschlag ward beliebt. Doch vergaß sie nicht den Zweck ihrer Reise, sie machte Bedingungen, welche der Sieger willig unterschrieb. Husch! war die Dose in Amaliens Hand.

Siebentes Kapitel.

Der Schnurrbart.

Es war einmal eine gute alte Zeit, da war jeder brave Deutsche ein Soldat, schliff im Nothfall sich aus seinem Pfluge ein Schwert, und zog es kühn für Weib und Kind und Eigenthum. Damals hieß es adelich zu fechten, für Freiheit und Vaterland, und wem sein Fleiß so viel bescherte, daß er ein muthiges Roß im Schlachtfelde tummeln konnte, den nannte man einen Ritter. War nun die

Fehde rühmlich ausgefochten, so zog der Gatte heim zu seinem Weibe, der Vater heim zu seinen Kindern, und kein herrenloses Lumpengesindel machte die Landstraßen unsicher, oder bettelte auf den Gassen. Als aber unbesonnene Herrschsucht die deutschen Kaiser so oft nach Welschland führte, da fand man es nach und nach bequemer, sich der Miethlinge und Söldner zu bedienen, welche für einige Gulden sich niedermetzeln ließen, und, wenn man sie nicht mehr brauchen konnte, arme Gecken *) wurden.

Hans Punk war als ein achtzehnjähriger Jüngling von seinem väterlichen Pfluge aus den Armen seiner Mutter gerissen worden, hatte unter dem Herzog Ferdinand den siebenjährigen Krieg mitgemacht, ließ in der Schlacht bei Frankfurt sein linkes Bein auf dem Platze, und erhielt dafür die Freiheit, mit seinem rechten Beine zu gehen, wohin es ihm beliebte. Er war ein guter Schlag von Menschen, stehlen mochte er nicht, zu betteln schämte er sich, gelernt hatte er nichts, außer ein wenig Kesselflicken. Da trieb ihn einst die Noth vor Henriettens Hausthür, als diese eben ihrem eifersüchtigen Murrkopf auf einige Minuten entwischt war, und frische Luft zu schöpfen herab kam. Er bat so kläglich

*) Arme Gecken. So nannte der deutsche Pöbel im fünfzehnten Jahrhundert einen Haufen von Räubern, welche ehemals Kriegsdienste gethan, nach geschlossenem Frieden aber verabschiedet wurden, und sich nicht anders zu ernähren wußten. Eigentlich hießen sie Armagnaken, von ihrem ehemaligen Anführer, dem Grafen von Armagnak.

und beweglich um einen durchlöcherten Kessel, sah so hohläugig drein, sein schwarzer Schnurrbart kontrastirte so jämmerlich mit der bleichen Farbe seiner Wangen, daß augenblicklich ein paar Perlen an Henriettens langer Augenwimper zitterten. Aber was war zu thun! das gute Weibchen ist nicht eines Groschens Herr, und ihr Brummkater hält es für eine obligatio imperfecta, einem Armen hilfreich beizuspringen. Auch findet sich zum Unglück in ihrer ganzen Wirthschaft kein Kessel, in welchem ein Loch so groß als ein Nadelkopf wäre.

Doch dem Himmel sei es gedankt! nicht zu Arglist und Schelmerei allein verlieh die Natur dem Weibe seltene Geistesgaben, nein auch zu frommen schuldlosem Betrug. Die muntere Henriette ergriff den ersten besten Kieselstein, sprang in die Küche, holte einen blankgescheuerten Kessel von der Wand, und klopfte und hammerte so lange mit ihrem Steine darauf herum, bis sie ihn glücklich entzwei gehämmert, und Hans Punk mit reichlicher Arbeit versehen war. Nicht genug, sie that noch mehr. Schon lange hatte ihr Ehegemahl über den Hausknecht Klage geführt, daß er ein versoffener Schlingel sei, daß er oft mit brennendem Licht des Nachts im Stalle sein Wesen treibe, und noch einmal das Haus in Brand stecken werde.

Henriette bediente sich dieser Gelegenheit, für den ehrlichen Hans Punk um diesen Posten supplicando einzukommen. Der Advokat Schwefel resolvirte eine Ocular-Inspektion anzustellen, und da die treuherzige

Physiognomie des alten Kriegers ihm nicht mißbehagte, so deferirte er ihrem petito.

Hans Punk war also nunmehr wohlbestallter Hausknecht, der Schöpferin seines Glücks mit Leib und Seele ergeben, heizte die Oefen, putzte die Stiefeln, und kämmte in müßigen Stunden seinen Schnurrbart, auf welche Zierde seiner Oberlippe er eben so viel hielt als ein arabischer Cheik auf seinen langen ehrwürdigen Bart, ohne zu ahnen, daß einige Jahrhunderte früher man ihm um eben dieses Bartes willen das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalten versagt haben würde*). Hätte man ihm diesen Schnurrbart angetastet, er würde gleich den Janitscharen bei Bender, als Karl XII. ihnen die Bärte abzuscheren drohte, eher sein Leben gegen eine Säbelklinge gewagt haben.

Diesem nämlichen Hans Punk hatte Henriette sich nunmehr zum Postillon d'amour ausersehen, und für's erste von ihm selbst den Grundsatz angenommen, daß man erst den Feind recognosciren müsse, ehe man ihn anzugreifen wagen dürfe.

»Welch eine Art von Menschen ist dieser Inspektor Flink? Was treibt er? womit beschäftigt er sich? auf welcher Seite ist ihm am leichtesten beizukommen? wie sieht er aus?« und hundert dergleichen Dinge mußten erst in's

*) Quia barbati et qui prolixos habent granos, tum poculum inter epulas sumunt, prius liquore pilos inficiunt quam ori infundunt.

Licht geſetzt werden, ehe man einen ſichern Operationsplan entwerfen konnte.

Hans Punk erhielt daher vorläufig Ordre, ſeinen Stelzfuß in Bewegung zu ſetzen, der Spur des Herrn Flink überall zu folgen und jeden Abend ſeinen Rapport an die Behörde abzuſtatten. Der alte Kriegsmann ſchmunzelte, ſtrich ſeinen Schnurrbart zu beiden Seiten, hinkte Straße auf, Straße nieder, und berichtete am erſten Abend folgendes:

»Aus meinem Quartier rückte ich um ſieben Uhr des Morgens bis an die Vorpoſten des feindlichen Lagers, und legte mich in das Defilé einer Quergaſſe im Hinterhalt, ſo daß keine Marketenderin von mir unbemerkt aus- und eingehen konnte. Es dauerte aber verzweifelt lange, ehe die Reveille geſchlagen wurde. Erſt gegen eilf Uhr erſchien der Feind in der Nachtmütze am Fenſter, und gähnte wie eine Karthaune. Vierzig Minuten auf zwölfe verließ er mit Ober- und Untergewehr das Lager, und that einen forcirten Marſch auf's Zollhaus, wo er aber nicht länger als fünf Minuten verweilte, ſondern gleich darauf in einem Kaffeehauſe nebenan fouragirte und ſeinen Magen bis gegen drei Uhr verproviantirte. Dann that er wieder einen forcirten Marſch in den Park ſo übereilt, daß mein hölzernes Bein ihm kaum folgen, und ich nur von weiten obſerviren konnte, wie er mit einigen jungen Dirnen ſcharmuzirte. Von da zog er ſich zurück in's Schauſpielhaus, wo er aus einer Loge in die andere lief, und mit Jeder-

mann so freundlich schwatzte, als sei er auf Werbung ausgesandt. Nach der Komödie stellte ich mir vor, er würde wieder in das Lager rücken, aber keineswegs! er ging gerade wieder auf's Kaffeehaus los, attaquirte dort eine Faro-Bank, ließ aber um Mitternacht seine Bagage im Stich, und bezog ohne alles Geräusch das Nachtlager. Der Feind ist übrigens ein stattlicher Mann, wohlbeleibt, mit frischen rothen Backen und einer Habichtsnase, scheint schon manche Campagne mitgemacht zu haben, hat aber zum Unglück für mich nie sein linkes Bein verloren, daher es mir sehr sauer wird, ihm einen Marsch abzugewinnen.»

So ungefähr lautete der Rapport Tag für Tag, und als nun Henriette glaubte, hinlängliche Kundschaft von der Stärke und Schwäche ihres Gegners eingezogen zu haben, hielt sie für nöthig, ihrem schnurrbärtigen Geschäftsträger andere Instruktionen zu ertheilen.

Achtes Kapitel.

Das Rendezvous.

Ob die Sache selbst, oder nur das Wort französisch sei, wage ich nicht zu entscheiden. Mir ist nichts unausstehlicher als eine buntschäckige Wekhrlin'sche Schreibart, wo man sich jeden Augenblick fragen muß: welche Sprache lese ich denn? Ich würde daher auch nicht ermangelt haben, das Rendezvous in's Deutsche zu übersetzen; hätten nicht Wort und Sache schon seit vielen Jahren das Bürgerrecht

unter uns erhalten, und klänge nicht das Begebt euch gar zu hölzern.

»Donner und Wetter!« schrie Herr Flink, indem er mit dem Fuße stampfte, »wo ich gehe und stehe, auf allen Tritten und Schritten, folgt mir der verdammte Schnurrbart nach. Seit einer Woche ist er mir so wenig von der Seite gekommen, als meine Rocktaschen, und hat mich so scharf auf's Korn genommen, als habe er seine Blicke meiner lieben Frau abgestohlen. Verzweifelt! es geht mir ein Licht auf, der Hund ist ein Spion, er steht im Solde meiner theuern Ehehälfte.«

»Kerl, wer bist du?« fuhr er einst den ehrlichen Hans Punk an, als ihm dieser eben um eine Ecke nachfolgte, wo ein Haus der Freude seine beiden Thorflügel dem lockern Zeisig öffnete. »Sprich!« schrie er, indem er ihn bei der Brust packte, »was willst du?«

»Ihn hinter die Ohren hauen!« versetzte Punk ganz kaltblütig, »wenn Er mich nicht den Augenblick los läßt; denn das muß Er wissen, Herr, ob ich gleich einen lahmen Stelzfuß trage, so habe ich d'rum noch keine lahmen Arme, und es ist hier zu Lande nicht Sitte, daß man die Menschen auf öffentlicher Straße anpackt, als ob man sie plündern wolle.«

Schon bei Punk's ersten Worten hatte Herr Flink seinen Zorn gemäßigt, der nur im Verhältniß mit seines Gegners Furcht oder Muth stieg oder fiel. Er suchte daher die erste rauhe Dissonanz in die Frage aufzulösen:

warum läßt Er sich aber allenthalben auf meinem Wege treffen?

Punk. Ei Sie gehen Ihren Weg, und ich gehe den meinigen. Die Straße ist für alle gepflastert.

Flink. Ausflüchte! Er schleicht mir nach.

Punk. Pfui! nachschleichen! das thut kein alter Soldat. Nein Herr, ich bin Ihm nachgegangen, frei und offen kündig, und hätten Sie sich einer weniger rauhen Manier bedient, hätten Sie zum Beispiel gesagt: »Guter Freund! ich sehe, es wird Ihm sauer, mir mit seinem Stelzfuß allenthalben zu folgen, hier hat Er ein Trinkgeld, thue Er sich gütlich dafür, und sammle Er neue Kräfte zu seinen forcirten Märschen;« hätten Sie mir dabei einen harten Thaler in die Hand gedrückt, nun so wüßten Sie vielleicht schon, warum ich Ihnen nachgegangen bin, und ich wette um mein gesundes Bein, Sie hätten mir noch einen großen Dank obend'rein in den Bart geworfen.

Flink. Guter Freund, Ihn hat meine Frau bestochen, das weiß ich, ohne einen harten Thaler d'rum weg zu werfen.

Punk. Eine Frau sendet mich, da haben Sie ganz Recht, aber Ihre Frau ist sie mein Seel nicht!

Flink. Wie! was! eine Frau? und nicht meine Frau? Ist sie jung? ist sie schön?

Punk. Jung? sie war noch nicht geboren als der siebenjährige Krieg schon zu Ende ging. Schön? sie ist

ſchöner als meine Grete, die ich Anno 56 verlaſſen mußte.

Flink. Und heißt?

Punk. So weit geht meine Ordre nicht.

Flink (in die Taſche greifend). Auch dann nicht, wenn ich den harten Thaler verdoppele.

Punk. Auch dann nicht. Aber nur her damit! ich will Ihnen mehr dafür zurück geben, als der Name werth iſt. Achtung! auf den Dinſtag iſt eine Mummerei, oder Maſkerade, wie ſie das Ding nennen. (Er zog ein Stückchen Pergament aus der Taſche.) Da wird unter den Verlarvten auch eine ſein, die eine heidniſche Beſtie vorſtellt, den Namen habe ich nicht behalten können, aber hier ſteht er geſchrieben.

Flink griff begierig zu und las: Hebe.

»Nun wiſſen Sie genug,« ſagte Punk, »und wenn Sie den Rummel verſtehen, ſo müßte es ſchlecht ſein, wenn Sie die Feſtung nicht wegnähmen ohne Schwertſtreich.« Mit dieſen Worten ließ er den Glücksritter ſtehen und rückte in die Winterquartiere.

Herr Flink wußte nicht recht wie ihm geſchah. Ehemals waren ihm dergleichen Abenteuer nicht ganz fremd, aber ſeitdem er den Block des Eheſtandes am Fuße trug, wollte ihn Niemand mehr aufſuchen, und oft genug ſuchte er ſelbſt vergebens. Wäre er nicht ſo ein kleiner eitler Laffe geweſen, ſo hätte er leicht auf die Vermuthung fallen können, daß man ihn zum Beſten habe, aber dafür bewahrte

ihn seine Eitelkeit, er hüpfte vor dem ersten besten Spiegel, und fand den Betrug unmöglich.

Mit welcher Ungeduld ward der Dinstag herbei geseufzt, der nämliche Dinstag, an welchem der Advokat Schwefel, allen Stürmen zum Trotz, den präclusivischen Termin zu ereilen strebte, und mitten in seiner Laufbahn durch ein Säuseln der Liebe aufgehalten wurde.

Flink kleidete sich als Bacchus in fleischfarbenen Atlas, den Thyrsus in seiner Hand; ein Kranz von Weinreben mit Rosen durchflochten, zierte ein paar kleine vergoldete Hörner auf seinem Haupt. Er war einer der ersten im Saal, und verwandte kein Auge von der Thür, durch welche seine Hebe eintreten mußte.

Sie kam, im Glanz der Göttin der Jugend! in Ringen fiel ihr schwarzes Haar herab auf einen Busen, den man für Alabaster nahm. Eine schwarze Larve deckte die obere Hälfte ihres lieblichen Gesichts, doch ihre braunen Augen, zweien Funken des himmlischen Feuers, welches Prometheus einst den Göttern stahl, strahlten mächtiger als des Gürtels Diamanten, welche den schlanken Leib gefesselt hielten. Eine aufgeworfene Lippe, auf welcher Rosenknospen ihr jugendliches Roth entfalteten, schien dem Kusse der Liebe entgegen zu glühen. Ein griechisches Gewand umfloß ihren Grazienleib, im Arm trug sie ein Trinkgefäß vom Schenktisch der Bewohner des Olymps.

Unser Bacchus vergaß sein Weinfaß und berauschte sich

für diesmal im Kelch der Liebe. So wie einst überall der geheimnißvolle Schnurrbart ihm nachgeschlichen, so folgte er auf jedem ihrer Tritte der holden Jugend-Göttin. Die schalkhafte Henriette bemerkte es und lächelte des leichten Sieges. Sie schien den zudringlichen Bacchus gar nicht wahrzunehmen, wich ihm muthwillig aus, schweifte immer mit ihren schönen Augen an ihm vorüber, bis er sich endlich ein Herz faßte, zu ihr an den Punschtisch trat, und, verlegener als es einem unsterblichen Gotte geziemt, folgendergestalt anhub: —

»Wie glücklich ist mein Vater, schöne Göttin! aus deinen Händen den Nektar zu empfangen.«

Hebe. Und doch, mein Herr, hat man mich unbarmherzig aus dem Olymp verjagt.

Bacchus. Und es vermuthlich schon tausendmal bereut, denn man gähnt nun dort, und wird mit jedem Tage älter. Was Wunder, daß auch ich freiwillig mich verbannte, um der Göttin der Jugend vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang zu folgen.

Hebe. Thun Sie das nicht! ich durchziehe das ganze Firmament, und da würden Sie unterweges auf eine verlassene Ariadne stoßen.

Bacchus. Der ich nur Ihr Bild zeigen würde, um ihren Zorn zu entwaffnen.

Hebe. Unter die Sterne versetzt werden, ist ein dürftiger Ersatz für verlorne Liebe.

Bacchus. Wer den Glanz der Gestirne im Auge trägt, bedarf dessen freilich nicht.

Hebe. Sie sind galant, Herr Bacchus, man sollte nicht glauben, daß Löwen, Tiger, Panther und Luchse Ihren Wagen ziehen.

Bacchus. O die hab' ich längst in ihre Wälder zurückgejagt, und wünsche nichts mehr, als selbst an den Triumphwagen der Göttin der Jugend gefesselt zu werden.

Hebe. Sie wissen doch, mein Herr, daß die Göttin der Jugend einen Gemahl hat?

Bacchus. Einen Gemahl? nein, bei meines Vaters Barte! das wußte ich nicht. Wie nennt sich dieser glückliche Gott?

Hebe. Es ist für diesmal nur ein Halbgott; Ihr Herr Bruder Herkules.

Bacchus. O meine schöne Schwägerin, den lassen wir die Hydra bekämpfen, und den Stall des Augias ausmisten. Unmöglich kann er verlangen, daß sein junges, schönes Weib indessen einsam schmachte.

Hebe. Und doch besitzt er diesen sonderbaren Eigensinn. Sie haben Recht, er ist eben wieder verreist, um eine herkulische Arbeit zu unternehmen, oder mit andern Worten, um einen Prozeß zu führen.

Bacchus. O möchte ich indessen den meinigen vor dem Richterstuhl der Schönheit gewinnen!

Hebe. Und welche Sporteln dächten Sie meinem Manne dabei zuzuwenden? vielleicht die goldenen Hörner, welche Ihr lockichtes Haar schmücken?

Bacchus. Engel an Geist wie an körperlichem Reiz!

weg mit der neidischen Larve! daß ich das Lächeln dieser Wange sehe, daß ihr sanftes Erröthen den Muthwillen Lügen strafe, der aus diesem schalkhaften Auge schimmert.

Hebe. Gemach, mein Herr! Sie bringen sich unnützer Weise um den Athem, denn sehen Sie, die Larve ist fest gebunden, und nur mein Kammermädchen hat die Erlaubniß, den Knoten aufzulösen. Aber über dem Geschwätz hätte ich beinahe meinen Schleier verloren. O haben Sie doch die Güte, die Nadel hier oben ein wenig fester zu stecken.

Sie hielt ihm ihren Kopf hin, Herr Flink nützte den günstigen Wink, risch! zog er die Schleife auf, und die Larve fiel zu Boden.

Bösewicht! sagte Henriette mit verstelltem Zorn, vermuthlich haben Sie ein wenig zu tief in Ihr Weinfaß gesehen.

»In Ihr Auge, Madame,« versetzte Flink, »wahrlich nur in Ihr Auge! ja, ein solcher Blick macht trunkener als Chierwein. O vollenden Sie Ihre Güte, sagen Sie mir Ihren Namen, Ihre Wohnung, daß ich morgen mit dem ersten Sonnenstrahle zu Ihrer Toilette eile, und dort ohne lästige Zeugen Ihnen ewige Liebe betheure.«

Henriette. Mit dem ersten Sonnenstrahle? das ist zu früh, ich pflege lange zu schlafen.

Flink. O spotten Sie nicht länger! Gesegnet seist du mir, Schnurrbart mit dem Stelzfuße! Ihren Namen, Engel, Ihre Wohnung! —

Henr. Mein Name hat mit meinem Herzen nicht die geringste Gemeinschaft, und meine Wohnung — ein Liebhaber, dem es Ernst ist, wird sie schon zu finden wissen.

Flink. Wohlan, ich werde sie finden, und sollt' ich vom Mittelpunkt des Sirius bis in den Mittelpunkt der Erde hinabsteigen.

Henr. Gott bewahre! Sie haben nicht einmal bis in den Mittelpunkt der Stadt zu gehen.

Flink. Ich darf also kommen?

Henr. Was würde es mir helfen, die Thüren zu verriegeln, ein Gott kriecht allenfalls durch's Schlüsselloch herein.

Flink. O eile herbei, selige Morgenstunde! peitsche, Bruder Phöbus, deine Sonnenpferde.

Henr. Lassen Sie die armen Thiere ungepeitscht! Nein, mein Herr, morgen wird nichts daraus.

Flink (bestürzt). Nicht? und warum nicht?

Henr. Weil ich — weil ich mich morgen früh baden will.

Flink. Desto besser! so werde ich Sie überraschen wie Alcibiades seine Glycerion.

Henr. Und ich werde Sie in einen Hirsch verwandeln, wie Diane den Aktäon.

Flink. Doch nicht, um mich von Hunden zerreißen zu lassen?

Henr. Ich halte keine Hunde, aber mit meinen Nägeln will ich Ihnen die Augen auskratzen.

Mit diesen Worten hüpfte sie fort, ließ den guten Bacchus in Begeisterung stehen, und er versuchte umsonst den langen Abend über ein zweites Gespräch anzuknüpfen. Seine vornehmste Sorge war nun, ihre Wohnung auszuspähen. Er lauerte wie ein Falke auf jeden ihrer Tritte; als sie den Saal verließ, bot er ihr den Arm, sie die Treppe hinab zu begleiten, hob sie in den Wagen, trottirte in seinem dünnen Gewand von fleischfarbenem Atlas, trotz der kalten Nachtluft, hinter dem Wagen her, grub tief in sein Gedächtniß das Haus, vor welchem er sie aussteigen sah, und segelte in einem Meere von Entzücken in die Arme seiner schnarchenden Sibille.

Neuntes Kapitel.

Die Badewanne.

Am andern Morgen in aller Frühe entwand Henriette ihre schönen Glieder den Armen des Schlafes, um in's Bad zu steigen. Sie hielt zu diesem Gebrauch nicht fünfhundert Esel, wie die eitle Poppäa, um in deren Milch ihre Haut zu entrunzeln. Die Göttin der Jugend bedarf dessen nicht. Sie ließ auch weder Menschen noch Thiere schlachten, um in ihrem Blute die verlornen Kräfte wieder zu suchen, denn Henriette war gesund wie ein Fisch. Die unschuldigen Ingredienzien ihres Bades bestanden aus Liebstöckel, Rosmarin, Kamillen und Steinklee. Auch bediente sie sich keines gefährlichen Cylinders, worin einst

ein französischer Requeten-Meister in die andere Welt hinüber badete; sondern sie saß in einer einfachen kupfernen Badewanne bis an den Hals im Wasser, als Herr Flink durch die bestochenen Wachen in's Vorzimmer drang, und im leichten zierlichen Morgenkleide mit einer feinen Verbeugung vor ihr stand.

Henriette. Sehr kühn, mein Herr! wahrlich! sehr kühn! wissen Sie, daß mein Mann im Nebenzimmer ist?

Flink. Wenn er nur nicht in Ihrem Herzen ist, Madame, so mag er meinethalben sein wo er will.

Henr. Nun, und wenn er auch nicht in meinem Herzen wäre, Sie sind doch wohl nicht so eitel, zu hoffen, daß ich Ihnen einen Platz darin einräumen werde?

Flink. Warum nicht? wenigstens aus Barmherzigkeit, wenn er uns hier überraschen sollte.

Henr. Wessen Ueberraschung würde Sie mehr in Verlegenheit setzen? die meines Mannes oder die Ihrer Frau?

Flink. Der Henker! das ist schwer zu entscheiden, ich glaube beinahe die letztere.

Henr. So, mein Herr? also fühlen Sie doch das Unrecht, welches ihre unschuldige Gattin leidet?

Flink. Sie, Madame, müssen mich das nicht fragen. Bei Ihnen habe ich nur ein Gefühl, in welchem jedes andere verschlungen wird.

Henr. Das ist schon tausendmal gesagt worden.

Flink. Auch empfunden?

Henr. Aber was wollen Sie denn eigentlich von mir?

Flink. Was ich will? leſen Sie es denn nicht in meinen Augen?

Henr. Nicht eine Silbe.

Flink. Nun ſo wünſchte ich ein Fenſter auf der Bruſt zu tragen, in meinem Herzen ſteht es deutlich geſchrieben.

Henr. Ihr Herz kommt mir vor wie eine ſchmutzige Schreibtafel, wo man alle Augenblicke mit Bimsſtein das Geſchriebene weglöſcht, und einen andern Namen auf ein paar Minuten an die Stelle ſetzt.

Flink. Sie beleidigen den Gott der Liebe, der in Ihrem Auge thront, nicht mich. Was Amor's glühender Meißel mit unzerſtörbaren Flammenzügen eingräbt —

Henr. Und ſo weiter, ja, ja, wer da glaubt, wird ſelig werden; aber auf dieſe Seligkeit muß ich ſo lange Verzicht thun, bis —

Flink. Bis? O um aller Götter willen; ſchieben Sie den Termin nicht zu weit hinaus.

Henr. Bis ich weiß, ob Sie, ohne zu ſündigen, eine andere lieben dürfen?

Flink. Und welchen Maßſtab der Sünde hat die ſchöne Henriette?

Henr. Man ſagt, Ihre Frau ſei jung und ſchön.

Flink. Jung? o ja, ſie iſt leider ſehr jung. Schön? das hab' ich vergeſſen.

Henr. Vergeſſen?

Flink. Ja was vergißt man nicht in vier Jahren.

Henr. Ich danke für die gute Lehre. Aber haben Sie denn nichts, ihrem unglücklichen Gedächtniß zu Hilfe zu kommen? Keine Silhouette? kein Miniaturportrait? denn kurz und gut! ich will mit eigenen Augen sehen, ob Ihre Untreue verzeihlich ist.

Flink. Da dürfen Sie nur in den Spiegel sehen.

Henr. Die Wendung war nicht übel, aber Sie entschlüpfen mir doch nicht.

Flink. Nun, da sehen Sie. (Er zog das Gemälde hervor.) Meine Frau hat sich malen lassen, hat sich vom Maler schmeicheln lassen, nicht eine Spur von ihren eilftausend Sommersprossen, nicht eine Spur von der verdammten Falte zwischen den Augenbraunen, welche die Freude aus jedem Zirkel scheucht, und Grazien in Macbeth's Hexen umschaffen würde — und doch nur ein fades Alltagsgesicht.

Henriette, deren Kopf bisher nur sichtbar war, streckte nun auch eine ihrer runden Hände aus dem Wasser, um das Kleinod in Empfang zu nehmen, welches ihr im Nothfall den Verlust der Dose ersetzen sollte. Nachdem sie es lange genug hin und her gedreht, von vorne und hinten beschaut, rief sie ihre Zofe, und befahl ihr es sorgfältig zu verschließen.

Herr Flink ward ein wenig bestürzt, doch ließ er sich als ein Weltmann nicht aus der Fassung bringen. »Das Portrait meiner Frau,« sagte er, »ist glücklicher, als das Original ihres Mannes.«

Henr. Meine Absichten bei diesem Raube sind die besten. Denn, warum trugen Sie das Gemälde bei sich? Aus Zärtlichkeit doch wohl nicht? sondern um auf Frank's Kaffeehause, wenn der letzte Thaler aus dem Beutel geflogen, die Diamanten auf eine Karte zu setzen, das war Ihre Absicht, und das sollen Sie nicht, mein Herr. Sie sind ein Spieler, ich will Sie zum ordentlichen Menschen machen.

Flink. Und doch habe ich nie ein größeres Hazardspiel gewagt, als seit ich Sie gesehen.

Henr. Jetzt lassen Sie mich allein! das Wasser fängt an kalt zu werden, und Sie sehen, die Stellung, in welcher ich sitze, ist nicht die bequemste.

Flink. Wer wehrt Ihnen, sie zu ändern?

Henr. (lachend). Ich fürchte Sie zu beleidigen, wenn ich so in Negligé vor Ihnen erschiene. Fort! mein Herr.

Flink. Nicht von der Stelle! und um mich selbst außer Stand zu setzen, Ihren Befehlen zu gehorchen — (Er ging an die Thür, und verriegelte sie von innen.)

Henr. Ich werde meine Leute rufen.

Flink. Wozu das? Sie haben Ihre Liebesgötter bei sich, die werden Sie nicht verlassen.

Henr. Verwegener! Dein eleganter Frack soll die Kühnheit büßen.

Sie schöpfte mit beiden Händen Wasser, und sprützte es zu wiederholten Malen auf den süßen Zollinspektor, der sich nun eilig entfernte.

Zehntes Kapitel.

Der Thurm.

Nachdem wir auf dieſe Weiſe die ſchmachtende Amalie und die feurige Henriette glücklich in den Hafen ihrer Wünſche geſteuert, halten wir es für unſere Pflicht, trotz der drohenden Gefahren, uns noch einmal auf's hohe Meer zu wagen, um wo möglich auch die verlaſſene Sibille in Geſellſchaft des Herrn Magiſter Balg wohlbehalten an das Ufer zu ſetzen. Ihr fühlt, welch ein kitzliches Unternehmen es ſei, einen Mann in's Garn der Liebe zu verſtricken, welcher keinen andern Einfluß kennt, als den Einfluß der Geſtirne; einen Mann, der weder Maskeraden beſucht, noch präcluſiviſche Termine abzuwarten hat; einen Mann, welchen ſeine Spindelbeine nicht weiter tragen, als vom Hauſe auf den Thurm, welchen er zu ſeinem Obſervatorium erkoren, und von da wieder nach Hauſe.

Sibille hatte von allem dieſen hinlängliche Erkundigung eingezogen, und ſah wohl ein, daß kein anderer Kampfplatz ihr offen ſtehe, als obbeſagter Thurm. Sie wählte daher eine heitere ſternklare Nacht, ſo wie man zu thun pflegt, wenn man Krebſe fangen will. Ein verſchwiegener Diener ward abgeſandt, welcher den Magiſter Balg unter ſeinen Sektanten und Quadranten herausklaubte, ihm eine zierliche Empfehlung von ſeiner Gebieterin brachte, und in ihrem Namen um die Erlaubniß bat, ihm in dieſer Nacht auf ſeinem Thurme einen Beſuch abſtatten zu dür-

sen, da sie für die Wissenschaft der Astronomie leidenschaftlich eingenommen sei.

Magister Balg versicherte, daß er mit Ungeduld den Augenblick erwarte, eine so vernünftige Dame kennen zu lernen, und wenig Minuten nachher erschien Sibille in einer Kleidung, daß sie glaubte mit Recht hoffen zu dürfen, den Glanz aller Sterne zu verdunkeln. Doch ach! alle ihre Reize entgingen den himmelwärts gekehrten Blicken des Astronomen. Kein Dämon der Eitelkeit flüsterte ihm in's Ohr, daß dieser Besuch nicht den Sternen, sondern ihm gelte; er gab sich daher alle mögliche Mühe, die schöne Nachtwandletin seiner Meinung nach angenehm zu unterhalten. Durch ein Herschel'sches Sehrohr erblickte sie die feuerspeienden Berge im Monde, den Ring des Saturn, Jupiter's Trabanten und den Schild des Mars.

Magister Balg, der zugleich ein großer Sterndeuter war, bewirthete sie nebenher mit einem cursus der Astrologie, erzählte, in welchem Ansehen diese Wissenschaft bei den Chaldäern, Egyptiern und Juden gestanden; welche Wirkung Hippocrates den Plejaden, dem Arctur und dem Hunde, Galen den Strahlen des Mondes beilege; wie unwidersprechlich der Doktor Mead in neuern Zeiten die Behauptung des letztern bewähre. Er demonstrirte ihr ferner, daß der Mensch ein Mikrokosmos sei, daß Saturnus die Melancholie hervorbringe, Mars über die Galle herrsche, Jupiter über das Blut.

»Und wer,« frug Sibille, »wer herrscht über das Herz? vermuthlich Venus?«

Ein Knäblein unter dem Einfluß dieſes Geſtirns geboren," verſetzte Magiſter Balg ſehr ernſthaft, »iſt geneigt zu Ausſchweifungen. Doch wer mag die Stunde ſeiner Geburt umwandeln! ich zum Beiſpiel erblickte das Licht der Welt, als eben Saturn und Merkur durch die Mittagslinie gingen; das hätte mich nothwendig zu einem melancholiſchen Diebe machen müſſen, hätte nicht der Durſt nach höhern Wiſſenſchaften zeitig dieſem gehäſſigen Einfluß entgegen gearbeitet."

Sibille. O wie glücklich iſt Ihre Gemahlin, täglich aus ihrem Munde dergleichen angenehmen Unterricht ſchöpfen zu können.

Magiſter Balg. Ach meine Frau frägt den Henker nach den Sternen! wenn Herſchel's Entdeckungen mich allmächtig hinreißen, ſo gähnt ſie, und wenn mein neues Syſtem der Sonnenflecken mich begeiſtert, ſo ſchläft ſie gar ein.

Sibille. Unbegreiflich! mich dünkt, in Ihrem Munde erhält die trockenſte Materie Reiz. Ich könnte Ihnen Tage lang zuhören, Nächte lang mit Ihnen am Horizont herumſchwärmen, und wenn Sie denn von einer kalten Nachtwanderung halb erfroren und erſtarrt zurück kämen, ſo würde ich Sie in meinen Armen, an meinem Buſen erwärmen.

Magiſter Balg. Allzugütig! allzugütig!

Sibille. Wirklich muß man ſo durchdrungen als Sie von der Göttlichkeit jener erhabenen Wiſſenſchaft ſein,

um ſich all den Unbequemlichkeiten unter freiem Himmel auszuſetzen. Zum Beiſpiel heute, dünkt Ihnen nicht auch, es ſei ſehr kühl? ich wundere mich, wie Sie noch die Finger rühren können. Laſſen Sie doch fühlen.

Bei dieſen Worten ergriff ſie ſeine knöchrichten Finger, und ihr ſanfter Druck erregte ein Klappern, als ob man Würfel in einen Becher ſchüttelt.

Ich ſelbſt, fuhr Sibille fort, bin zu dünn bekleidet (ſie ſchob an ihrem Halstuch), auch hab ich da eine Nadel verloren. Mit Ihrer Erlaubniß.

Sie nahm das Halstuch ab, als wollte ſie es von neuem in Falten, und um die Bruſt legen. Indeſſen tanzte der Strahl des Mondes auf ihrem keuſchen Buſen, welches unſern Magiſter veranlaßte die Bemerkung zu machen, daß der Mondſchein oft den ſchädlichſten Einfluß auf den Körper habe; daß ein kleiner amerikaniſcher Fiſch, Allunado genannt, im Mondſchein weich werde, und ſeinen Geſchmack verliere; daß ein verwundeter Mauleſel eben dadurch ſteif an allen Gliedern werde, und daß er daher die Dame inſtändigſt erſuche, ſich ſogleich zu bedecken.

Arme Sibille! welcher Pfeil iſt dir nun noch übrig, nachdem dieſer fruchtlos verſchoſſen worden. Leichter ſchien es, einen Bewohner des Saturn herab zu locken, als die Begierden dieſes Mondmannes zu wecken. Die gereizte Sibille, welcher der Ring an des Magiſters Finger mächtiger in's Auge ſtrahlte als das Geſtirn der Plejaden, beſchloß daher ihre letzte Batterie zu öffnen.

»Ich bin gewohnt,« lispelte sie, »nie der kühlen Nachtluft zu trotzen, ohne äußerlich und innerlich kräftige Gegenanstalten zu treffen. Ich habe daher eine Flasche guten spanischen Sekt mit mir genommen, und bitte um Erlaubniß, in Ihrer Gesellschaft ein paar Gläser auszuleeren.«

Sie winkte und der Bediente brachte den Sekt, welcher mit einer starken Dosis Opium versetzt war. Auf die Gesundheit des großen Galilei leerte der Magister Balg ein Glas und noch ein Glas. Die Dame nippte zimferlich wie es einem wohlgezogenen Frauenzimmer geziemt. Ehe eine Viertel-Stunde verging, fiel des Magisters schwerer Kopf herab auf die hohle Brust, als er eben im Begriff war, seiner Schülerin die Geschichte der unglücklichen Gefangenschaft des großen Galilei mitzutheilen. Sibille verweilte keinen Augenblick länger, sie zog ihm den Ring vom Finger und trippelte mit ihrer geretteten Keuschheit und einem starken Schnupfen nach Hause.

Magister Balg erwachte, als es schon hoch am Tage war, und die Sonne schien in seinen geöffneten Schlund hinab. Er gähnte, reckte seine matten Glieder, wußte nicht wie ihm geschah, und stieg langsam die Windeltreppe herab, ohne jedoch seinen Ring zu vermissen. Als er an's Thor kam, rollte ein Wagen vor ihm vorbei, und eine Dame rief aus dem Schlage dem Kutscher zu: halt! es war seine sanfte Amalie, welche so eben in Begleitung des Herrn Advokaten Schwefel von ihrer abenteuerlichen Reise zurückkehrte.

Höchst erfreut über diesen glücklichen Zufall, vergaß unser Magister seine geräderten Glieder, druckte seine triefende Nase zum Willkommen auf Amaliens Wange, dankte ihrem Begleiter auf's wärmste für seine Höflichkeit, und bat sein erröthendes Weibchen, so bald sie zu Hause angelangt sein würde, ein kräftiges Frühstück zuzubereiten.

Eilftes Kapitel.

Das Gelächter.

Dieses ist ein Kapitel, in welchem jeder lacht, und nur Einer vom Herzen. Wenn ich euch nun mit zwei Worten sage, worüber eine jede von den spielenden Personen lachte, so wird das Kapitel sehr kurz werden, und das ist wider meine Absicht; denn einmal verwundet es das Auge, wenn unter zwölf Folianten ein Duodez-Bändchen steht, und zweitens würde es aussehen, als fehle es mir an Ingredienzien, über das Wort Gelächter eine lange Brühe zu machen, das wäre ein Schandfleck für meine Schriftsteller-Ehre, denn es ist ja kein Prediger so arm an Redekunst, der nicht, so oft das Neujahrsfest eintritt, ein paar Stunden lang über den armseligsten Text von der Welt zu predigen im Stande wäre. Hier würde also eine philosophische Abhandlung über das Lachen an ihrem rechten Orte stehen, und dieses Kapitel zum ansehnlichsten unter seinen Brüdern qualifiziren; wäre nicht der verzweifelte Beattie mir damit zuvorgekommen. Zwar, wenn ich

meine Beleſenheit auskramen wollte, ſo würde ich den Namen Beattie gar nicht einmal erwähnen, weil ſeine Schriften in Jedermanns Händen ſind; und dagegen des Joubert traité du ris, de ses causes et de ses effets, oder des Simon Abhandlung de naturali et praeternaturali risu, welche nicht in Jedermanns Händen ſind, mit unermüdeter Fauſt ausſchreiben; aber ich ſehe es lieber, daß meine Leſer lachen, als daß ſie wiſſen, warum ſie lachen.

Das Lachen, welches ſich derer in dieſer Geſchichte handelnden Perſonen, mit Ausnahme eines Einzigen, bemeiſterte, war ein ſardoniſches Lachen, eben ſo erzwungen als habe man einem armen Teufel die Fußſohlen mit Butter beſchmiert, und ſie dann von einer Ziege lecken laſſen. Sibille lachte, weil ſie den Ring in ihre Gewalt bekommen; Magiſter Balg lachte, weil er eine ſo ſchöne ſternenklare Nacht auf ſeinem Obſervatorium ungenutzt verſchlafen. Amalie lachte über den ſpindelbeinichten Gemahl. Der Advokat Schwefel lachte, weil der Sturmwind ihm ein ſchönes Weib zugeführt und einen präcluſiviſchen Termin entführt hatte. Henriette lachte über die Waſſergüſſe und den entlaufenen Zollinſpektor, und Flink lachte, weil ein ſo reizendes Abenteuer ihm nur das Gemälde ſeiner Frau gekoſtet, da er doch gern das Original oben d'rein gegeben hätte.

Wer war denn aber der Eine, welcher von Herzen lachte? — das war Meiſter Freundlich, der Schuſter. Denn als nun der beſtimmte Tag erſchien, an welchem die

Macht der weiblichen Reize offenbar werden sollte, da fanden die drei Damen abgeredetermaßen in seiner Bude sich ein. Sibille trug an ihrem kleinen Finger Amaliens Ring, Amalie spielte mit Henriettens Dose und Henriettens Busen blähte sich unter Sibillens Portrait.

O es war lustig, wie immer eine der andern es im Lachen zuvor zu thun suchte, und der verbissene Aerger auf der höhnisch verzogenen Lippe die lächelnde Wange Lügen strafte. Meister Freundlich allein stemmte beide Arme in die Seite, und schlug ein so schallendes Gelächter auf, daß die Damen endlich anfingen zu fürchten, er werde Convulsionen bekommen.

Ist nun noch Jemand unter meinen Lesern, dem dies Kapitel nicht lang genug ist, der beliebe auf die folgenden zwei leeren Seiten das Wörtchen Ha! so oft zu schreiben oder drucken zu lassen, als es ihm nöthig dünkt, und mir dann ein schriftliches Zeugniß zu ertheilen, daß ich mich mit Ehren aus diesem verdammten Gelächter gezogen habe.

Zwölftes Kapitel.

Der Richter.

Nun entstand also die Frage: wer hat die Wette gewonnen? ich! ich! ich! rief eine jede, hier ist der Beweis! Meister Freundlich sei Richter.

Der muntere Schuster nahm Platz auf seinem Dreifuß, rüttelte sich mit ehrbarer Miene, und sprach folgende Sentenz:

»Vor allen Dingen ist es klar, daß ich Meister Freundlich meine Wette gewonnen habe. Ich versprach heute vor vier Wochen einer jeden von Ihnen ein paar neue Schuh, wenn Sie nicht am heutigen Tage ihre sämmtlichen Kleinodien vertauscht haben würden. Der Tausch ist richtig, und es gebühren mir also auf's wenigste drei harte Thaler, welche die kontrahirenden Theile sofort zu erlegen schuldig und gehalten sind.«

Man unterwarf sich diesem ersten Punkte willig. Drei harte Thaler klapperten auf dem Tische. Meister Freundlich fuhr fort: »Ob die drei Ehemänner, deren hochzuverehrende Rippen ich hier vor mir sehe, den Schwur der Treue verletzt, wage ich nicht zu entscheiden.

Amalie und Henriette (zugleich). Wie? Was? wie versteht Er das?

Meister Freundlich. Buchstäblich. Denn sehen Sie nur, ich bin auch in der Welt herumgelaufen, und wo ich ein hübsches Mädchen sah, da krabbelte mir's am Herzen,

daß ich hingehen und ihr ſo mit einer gewiſſen Manier in's Auge ſehen mußte. Nun das konnte mir keine verbieten, und ſie haben's auch gar zu gern, wenn ſie merken, daß der Anblick ihres Affengeſichtchens einem ehrlichen Kerl wohlthut. Aber wie weiter? Vom Sehen wird man nicht ſatt. Da habe ich all mein Lebstage eine Methode befolgt, die mir nie fehl geſchlagen iſt.

Zuerſt kam ich mit einem ſeidenen Halstuch angeſtiegen, dafür erhielt ich das Recht, zuweilen unter das Halstuch zu ſchielen. Dann bracht ich auch wohl eine feine Schürze von Zitz, die band ich dem Mädchen ſelbſt um den Leib, unter der Bedingung, ſie bei Gelegenheit wieder los binden zu dürfen. Und endlich war ich wohl gar ſo freigebig, ein Paar ſeidene Schuh zu verſprechen. Da mußte ich dann erſt das Maß nehmen.

Amalie, Henriette und Sibille lächelten, und ſchielten durch ihre Fächerſtäbe, Meiſter Freundlich ſollte glauben, ſie wären roth geworden.

»Ein Menſch iſt kein Engel,« fuhr er ganz ehrbar fort, »ein Engel hat weder Fleiſch noch Blut, und die gnädigen Damen werden mich das nicht überreden, ſo oft man ſie auch vielleicht in ihrem Leben Engel titulirt haben mag. Wenn ich alſo ſehe, daß Ring, Doſe, und Gemälde in ihren Händen ſind, ſo vermuthe ich nicht, daß man dergleichen auf der Straße findet. Umſonſt iſt der Tod! Sie verſtehen mich.«

So endigte ſich dieſer Handel in Zufriedenheit und Eintracht.

Die drei Damen verließen ihren bisherigen Schuſter und ließen von nun an bei Niemand arbeiten als bei Meiſter Freundlich, welcher ſie auch ſämmtlich wohl und gewiſſenhaft bediente.

Aus dieſer wahrhaften Geſchichte mögen meine ſchönen Leſerinnen die Lehre ziehen, daß Eitelkeit oft eben ſo weit und irre führt, als Liebe, und daß eine Frau die Macht ihrer Reize nie ungeſtraft zum Gegenſtande einer Wette machen darf.

Inhalt.

Seite

Die Geschichte meines Vaters, oder wie es zuging, daß ich geboren wurde 5

Kurze Geschichte der Flibustier 107

Einige Züge aus dem Leben des guten Musäus 145

Die gefährliche Wette 161

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

70711973